

der pilger

19. Juli 2026

179. Jahrgang · Nummer 15 Kirchenmagazin im Bistum Speyer · unterwegs im Glauben seit 1848



Wenn die Uhr abläuft

Hände halten, zuhören, letzte Wünsche erfüllen, einfach da sein – darum geht es bei der Seelsorge im Hospiz Elias in Ludwigshafen ebenso wie bei den ambulanten Hospizbegleitern in Landau. Manchmal geht es in den Gesprächen auch um das Leben nach dem Tod und den christlichen Glauben. Das kann das Abschiednehmen leichter machen. Auch die Beschäftigung mit der eigenen Biografie kann helfen, Krisen zu bewältigen.

24

Klimaschutzmanagerin

Mit Sophie Utner hat das Bistum erstmals eine Klimaschutzmanagerin. Die 28-Jährige setzt auf die Zusammenarbeit mit Pfarreien und kirchlichen Einrichtungen.

21

100 Jahre Kindergarten

Die Kindertagesstätte St. Georg in Münchweiler feierte ihr 100-jähriges Bestehen. Einst wurden dort 140 Kinder von einer Kraft betreut – doch das ist lange Geschichte.

32

Märchen gegen Demenz

Im Caritas-Altenzentrum in St. Ingbert wurden Mitarbeiterinnen zu Märchen-vorleserinnen ausgebildet. Das Ziel: Menschen mit Demenz ein Stück Erinnerung schenken.

34

Ich höre [inne]halten. Sie auch?

[inne]halten-App: Ihre Inhalte – überall, jederzeit.

- ePaper auf allen Geräten
- Artikel-Feed mit Zoom
- Zusammenfassungen & Vorlesefunktion

**Für Abonnenten kostenlos – einfach mit
Kundennummer freischalten!**



epaper.innehalten.de

[ih]



Foto: iStockphoto/REGORIO RECHE

WELTTAG DER GROSSELTERN

Ein Segen für die Enkel

Viele Omas und Opas sorgen sich, weil ihre Enkel nicht mehr zum Gottesdienst gehen. Sie machen sich Vorwürfe. Und rätseln, was sie falsch gemacht haben. Dabei machen sie so viel richtig – oft, ohne es zu merken.

Sie gehen nach dem Eisdielenbesuch mit ihnen in die Kirche, zünden eine Kerze an, schauen schweigend ins flackernde Licht und denken an Menschen, die sie vermissen. Sie zeichnen ihnen zum Abschied mit dem Daumen ein Kreuz auf die Stirn. Sie erzählen ihnen von Zeiten, in denen es ihnen im Leben schlecht gegangen ist – und davon, wie der Glaube ihnen damals geholfen hat. Sie sagen ihnen, dass Gott sie genauso liebt, wie sie sind – auch wenn sie in Mathe eine Fünf geschrieben

und beim Fußball ein Eigentor geschossen haben. Sie engagieren sich bei der Tafel, im Kirchenchor oder beim Vorlesetag in der Grundschule. Sie kommen zum Aufpassen, wenn die Eltern abends feiern gehen wollen. Vor dem Schlafengehen beten sie mit den Enkeln. Nehmen sie in den Arm. Und flüstern ihnen ins Ohr, dass sie sie lieb haben, mehr als alles andere auf der Welt.

Die Omas und Opas sind ein Segen für ihre Enkel, und der katholische Welttag der Großeltern und älteren Menschen am 26. Juli ist ein guter Anlass, ihnen dafür von Herzen zu danken.

// ANDREAS LESCH

GOTT UND DIE WELT

6 Kirche und Welt
Serie „Draht zum Himmel“:
Pfarrer Peter Kossen erzählt, wie
Glaube in der Gemeinschaft wächst

10 Schwerpunkt
Viele katholische und evangelische
Gemeinden arbeiten zusammen.
Drei Beispiele zeigen, wie die
Ökumene funktionieren kann

18 Kirche und Welt
Der evangelische Theologe
Stephan Anpalagan erklärt, warum
er seine Kriegsdienstverweigerung
widerrufen hat



Nachdenklich:
Stephan Anpalagan

22 Kirche und Welt
Das Projekt „Mutpost“ soll
suizidgefährdeten Menschen Kraft
fürs Leben schenken

Die nächste
Ausgabe erscheint
am 2. August.

BLICK NACH BISTUM

20 Bistum
Historische Ölberggruppe wird res-
tauriert

24 Blickpunkte
Seelsorger begleiten Menschen im
Hospiz

29 Caritas
In der Zentrale des katholischen
Wohlfahrtsverbandes fallen 60 Stel-
len weg

30 Dominikus-Stiftung
Mit Sachverstand und christlichen
Werten in die Zukunft

31 Kreuzbund
Freiheit beginnt, wo die Sucht
endet

36 Termine
Das ist in der kommenden Zeit los
im Bistum Speyer

57 Kirchenserie
Gotische Wandmalereien und ein
Turm aus dem Mittelalter

GLAUBENSLEBEN

42 Glaubenswege
Messdienerin, Küsterin, Lektorin:
Hildegard Meyer aus Lübeck lebt
seit Jahrzehnten mit der Liturgie

44 Betrachtung (I)
Was das Gleichnis vom Weizen für
den Strukturprozess im Bistum
Speyer bedeutet

48 Betrachtung (II)
Der Schatz im Acker will entdeckt
werden – wie der Goldene Hut von
Schifferstadt

53 Glaubenswissen
Anfrage: Wer spendet wem die
Kommunion?

54 Glaubensleben
In Weißrussland saß der
Friedensnobelpreisträger Ales
Bjaljazki jahrelang in Haft.
In dieser Zeit half ihm das Gebet

WAS UNS BEWEGT

Schöpfung bewahren

Liebe Leserin, lieber Leser!

Die Hitze ist in diesem Sommer allgegenwärtig. Gerade im Südwesten Deutschlands haben viele Menschen in den vergangenen Wochen erlebt, wie belastend Temperaturen von weit über 30 Grad sein können. Was früher als Ausnahme galt, wird immer häufiger zur Normalität. Die Folgen des Klimawandels sind vor unserer Haustür spürbar.

Natürlich wird nicht jede Hitzewelle allein durch den Klimawandel verursacht. Doch dass sich unser Klima verändert, ist unübersehbar. Die Frage ist deshalb nicht mehr, ob wir handeln müssen, sondern wie.

Als Kirche sprechen wir von der Bewahrung der Schöpfung. Das ist kein modisches Schlagwort, sondern ein Auftrag, der sich durch die Bibel zieht. Papst Franziskus hat ihn in seiner Enzyklika „Laudato si“ eindringlich beschrieben. Schöpfungsverantwortung bedeutet, sorgsam mit dem umzugehen, was Gott uns anvertraut hat – und Verantwortung für kommende Generationen zu übernehmen.

Umso erfreulicher ist es, dass das Bistum Speyer mit Sophie Utner erstmals eine Klimaschutzmanagerin berufen hat (Seite 21). Sie soll in den kommenden zwei Jahren ein Klimaschutzkonzept entwickeln und gemeinsam mit Pfarreien und Einrichtungen konkrete Schritte auf den Weg bringen. Entscheidend ist dabei ihr Gedanke, dass Klimaschutz keine Aufgabe Einzelner ist, sondern nur gemeinsam gelingen kann. Dieses Miteinander ist ein zutiefst christlicher Gedanke.

// MATTHIAS BODE



SPEKTRUM

58 Kultur

Kaum jemand liebt Regeln. Doch wäre ein Zusammenleben ohne sie kaum denkbar, erzählt eine Ausstellung im Kloster Dalheim

63 Medien

Die Kugelstoßerin Yemisi Ogundey hat 2024 olympisches Gold geholt. In der ZDF-Reihe „37 Grad“ spricht sie über ihren Glauben



Die historische Ölberg-Gruppe an der Südseite des Speyerer Doms wird renoviert.



Engagiert:
Hildegard Meyer

IHR DRAHT ZU UNS

Verlag

Peregrinus GmbH
Hasenpühlstraße 33,
67346 Speyer,
Telefon: 06232/318381;
Telefax: 06232/318399;
service@pilger-speyer.de
www.pilger-speyer.de

Anzeigen

Susanne Rottmann
Telefon: 06232/318378
anzeigen@pilger-speyer.de

Redaktion /Glückwunschannahme

Marianne Backenstraß
Hasenpühlstraße 33,
67346 Speyer,
Telefon: 06232/318381;
Telefax: 06232/318399;
redaktion@pilger-speyer.de
www.pilger-speyer.de

Vertrieb

Marius Flörchinger, Karina Treise
Telefon: 06232/31830;
vertrieb@pilger-speyer.de



BLEIBEN SIE AUF DEM LAUFENDEN!

Bestellen Sie unseren kostenfreien Newsletter – alle zwei Wochen aktuelle Nachrichten und Berichte aus Kirche, Bistum und Region. Jetzt QR-Code scannen oder anmelden unter:
<https://www.pilger-speyer.de/newsletter>

Wo zwei

Pfarrer Peter Kossen erlebt, wie Menschen in der **Gemeinschaft** einen Draht zum Himmel spüren. Kolpinger kümmern sich umeinander, Erstkommunionkinder fühlen sich von Gott geliebt, Junge und Alte erzählen von Krankheit und Tod. Und **alle finden neue Kraft.**

Von Andreas Lesch

Irgendwann, sagt Peter Kossen, redeten Menschen an diesen Wochenenden immer über die Themen, die sie im Innersten bewegen. Über Krankheit und Tod, Angst und Verlust. Und über das Gefühl, dass eine Schreckensnachricht ihnen den Boden unter den Füßen weggezogen hat. Die anderen aus der Gruppe saßen dann da, schwiegen, hörten zu. Zeigten, dass sie das ernstnehmen. Und spürten, dass auch sie in diesem geschützten Raum erzählen können, was sie bedrückt. Manche weinten, sagt Kossen: „Und das darf auch so sein.“

Der Pfarrer ist „häufig beeindruckt, was da rumkommt an geteiltem Glauben und geteiltem Leben“. Er ahnt, dass diese Momente kein Zufall sind. Er erlebt sie bei jedem Gemeindefreizeitabend auf der Jugendburg Gemen. Einmal im Jahr fährt Kossen mit etwa hundert Menschen aus seiner Gemeinde Seliger Niels Stensen in Lengerich dorthin – von Familien mit kleinen Kindern bis zu alleinstehenden Senioren. Zwischen Freitag und Sonntag wächst dort jedes Mal eine besondere Gruppe heran.

Zum Abschluss feiern alle zusammen einen Gottesdienst, und Kossen nimmt die

Fotos: iStockphoto/bruev; Porträtfoto: privat

oder drei ...



Erlebnisse des Wochenendes darin auf. „Das ist wie so ein i-Tüpfelchen obendrauf“, sagt er. „Dadurch kriegt alles, was war, noch besondere Vorzeichen. Denn der Gottesdienst macht deutlich: All das hat für uns etwas mit Gott zu tun.“

Die Treue der Kolpingsfamilie

Gemeinschaft kann helfen, einen Draht zum Himmel zu finden – das spürt Kossen auf der Jugendburg Gemen. Er spürt es auch sonst, im Alltag seiner Gemeinde. Zum Beispiel bei der Kolpingsfamilie. Die werde miteinander alt, sagt Kossen. Aber sie treffe sich noch und feiere Anfang und Ende Mai immer eine Maiandacht: „Das ist mehr als Tradition. Sie wollen im Gebet ihre Gemeinschaft und die Welt vor Gott bringen.“ Die Mitglieder der Kolpingsfamilie kümmern sich umeinander, um ihre Gebrechen und Krankheiten und alles, was zum Altwerden dazugehört. Wenn einer von ihnen sterbe, sagt Kossen, seien auffällig viele aus der Kolpingsfamilie bei der Beerdigung dabei: „Das hat, glaube ich, für die Leute schon auch was mit ihrem Glauben zu tun.“

Ihm fällt auf, dass die Gemeinschaft für den Draht zum Himmel besonders in



ZUR PERSON

Peter Kossen ist seit 2017 Leitender Pfarrer in Lengerich (Bistum Münster). Neben seiner Arbeit in der Pfarrgemeinde engagiert er sich für Arbeitsmigranten in der Fleischindustrie und prangert ihre Ausbeutung an.

schweren Zeiten wichtig ist. Weil es den Menschen in Not hilft zu wissen: Da sind Leute, die teilen meinen Glauben, meine Haltung, meinen Schmerz. Sie tragen mich mit ihrem Gebet sogar durch Zeiten, in denen ich die Verbindung zu Gott zu verlieren drohe.

Ab und an, erzählt Kossen, kämen Gemeindemitglieder mit einem Anliegen zu ihm und sagten: „Beten Sie mal dafür!“ Meistens gehe es um Krankheiten und Krisen. Diese Menschen sagten: „Wenn die Gemeinde dafür betet, haben wir noch mehr Hoffnung, dass es gut ausgeht.“ Auch für die Gemeinde verändere dieses Gebet etwas, beobachtet der Pfarrer. Es stärke den Zusammenhalt und helfe den Menschen, „ich sag’s mal ein bisschen fromm, den Himmel offen zu halten“. Also darauf zu vertrauen, dass für einen schwerkranken Menschen medizinisch alles getan wird – aber dass auch Gott vielleicht etwas bewirkt.

Doch die Gemeinschaft, sagt Kossen, sei nicht nur in dunklen Momenten wichtig für den Draht zum Himmel, sondern auch in hellen Stunden. Wenn ein Abitur-Jahrgang seinen Abschlussgottesdienst feiert. Oder wenn bei der Erstkommunionfeier die Kinder um den Altar stehen und spüren: „Ganz egal, wie’s bei uns zu Hause gerade läuft, ob meine Eltern verheiratet oder geschieden sind, ob wir wohlhabend sind oder gerade so zurechtkommen: Jetzt, in diesem Moment, sind wir alle gleich wichtig vor Gott.“ Oder wenn er bei Segnungsfeiern einem Paar die Hände auflegt. „Das ist ein sehr dichter Moment zwischen denen und mir“, sagt Kossen. Oft hätten die Leute Tränen in den Augen. Und er ahne, wie viel Sehnsucht und Hoffnung sie mitbringen.

Der Pfarrer glaubt fest daran, dass Jesu Wort stimmt: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten

unter ihnen.“ Gemeinschaftserfahrungen hätten einen Mehrwert für die Menschen, sagt er. Sie gäben ihnen das Gefühl: Das, was wir jetzt erleben, das können wir nicht machen. Das ereignet sich. Und möglicherweise ereignet es sich durch Gott. Es sei wichtig, dass eine Gemeinde die Kraft ihrer Gemeinschaft nicht für sich behält, betont Kossen. Sie dürfe keine geschlossene Gesellschaft werden. Sie müsse offen sein für Fremde. Papst Franziskus hat gesagt: „Geht an die Ränder!“ Für Kossen heißt das: Fragt die Menschen in eurer Stadt, was sie von euch brauchen! Engagiert euch!

Die Frage des Feuerwehrmannes

Er selbst macht seit Jahren bei der Freiwilligen Feuerwehr in Lengerich mit. Seinen Glauben thematisiert er dort nicht. Die Kameraden sprechen ihn von sich aus an. Kürzlich, auf der Rückfahrt von einem nächtlichen Einsatz, fragte einer ihn: „Wenn du abends ins Bett gehst, betest du dann?“

Und nach einem Übungsabend, draußen vor der Tür, sagte jemand: „Ich würde auch an Gott glauben, wenn nicht so viel Leid in der Welt wäre.“ Ein anderer erwiderte: „Ja, aber er hat doch in Jesus Christus selbst gelitten.“ Kossen dachte: „Wow!“ Stellte sein Fahrrad wieder weg, ging ins Gespräch. Und ahnte: Wenn wir als Christen glaubwürdig wirken, dann wird das gesehen. Dann kann das Menschen einen Draht zu Gott geben – auch jenen, die wir in der Kirche nie sehen. ●

PRO PERSON
IM DZ

585 €

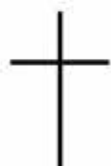
EZ-Zuschlag
57 €

MARIÄ HIMMELFAHRT IN ALTÖTTING

13.08.-16.08.2026

Infos unter: der pilger · Hasenpühlstr. 33 / 67346 Speyer · Tel.: 06232-31 83 81 · info@pilger-speyer.de · www.pilger-speyer.de

der pilger LEBENSREISE



Am 06. Juli 2026 rief Gott unsere liebe

Schwester M. Anacleta Feger OP

im 91. Jahr ihres Lebens und
im 69. Jahr ihrer hl. Profess zu sich heim.

Sr. M. Anacleta wirkte als Schneiderin von 1958 bis 1971 in der Paramentenstickerei unseres Mutterhauses. Danach wurde sie in unser Kinderdorf Maria Regina in Silz versetzt zur Übernahme der Leitung des Hauses 3. Berufsbegleitend ausgebildet als Heimerzieherin wirkte sie hier bis zu ihrem altersbedingten Ausscheiden aus der beruflichen Tätigkeit 2001. Es folgten hier weitere Jahre des ehrenamtlichen Einsatzes. 2020 wurde Sr. M. Anacleta in der Pflegestation des Mutterhauses in Speyer aufgenommen. Hier holte Gott sie heim.

Wir bitten, unserer lieben Verstorbenen im Gebet zu gedenken.

**Die Schwestern
des Instituts St. Dominikus Speyer**

Speyer, Juli 2026

Am 13. Juli 2026 wurde Sr. M. Anacleta auf dem Friedhof in Speyer beigesetzt.





Foto: Birgit Zimmermann

Ein gutes Team: Pfarrer Rainer Maria Schießler und seine Hündin Pia

Lob und Kritik für Interview

Zum Interview „Ein Tier ist für mich wie ein Engel“ (Nummer 12/7. Juni):

„Jetzt ist mal gut“, sagte Pfarrer Schießlers Mutter. Ein kluger Satz, den ich ihm und auch Herrn Lesch zu beherzigen empfehle. Ein fünfseitiges Interview und zwei großformatige Porträtfotos – das ist einfach zu viel. Dass man in den Augen eines treuen Hundes einen Blick in die Schöpfung tun kann, ist eine schöne Aussage. Aber: „Ein Tier ist wie ein Engel“, eine Viecherlesse, Segen für die Hunde-Urne, Gebete für die Vierbeiner – das alles finde ich schwer erträglich. Ich glaube nicht, dass der heilige Franziskus so gedacht hat.

// URSULA BORCHERT, HEIKENDORF

Im Artikel erzählt der Pfarrer von einem Tierarzt, der sagte: „Wir segnen die Haustiere und gehen dann ins Wirtshaus und essen ein Nutztier. Aus dieser Spannung kommen wir nicht raus.“ Doch, kommen wir. Wenn wir wollen. Würden wir etwa Schweinen so in die Augen sehen wie der Pfarrer auf dem Bild seiner Hündin Pia, würden wir – wie er – „ganz tief in die Seele, mitten in die Schöpfung hinein“ blicken.

Diese Seele kann genau wie wir Gefühle wie Angst, Trauer, Freude und Liebe empfinden.

Warum nehmen wir die Seele eines Hundes so ernst, nicht aber die eines Schweines? Nächstenliebe hört für mich nicht bei zwei Beinen auf. Ich kann kein Tier mehr essen, wenn ich die Augen verschließen muss vor der Spannung, aus der wir angeblich nicht rauskommen. Wir kommen aus ihr raus. Wenn wir Tiere einfach leben lassen.

// CONSTANCE FLÜGGE-LINNENBERG, SCHELLERTEN

Vielen Dank für das Interview. Vielleicht ist Menschen, die sich von einem geliebten Tier verabschieden müssen, das Wort von Paulus (Römer 8,21) eine Hilfe: „Auch die Schöpfung wird frei werden von der Knechtschaft der Vergänglichkeit zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes.“ Das gilt nicht nur für uns Menschen, sondern auch für die Tiere!

// RHABAN LAMMEYER, MÜNCHEN

Ein Tier ist wie ein Engel. Drehen wir den Satz doch einmal um: Ein Engel ist wie ein Tier. Da wird doch klar, dass dieser Satz nicht auf eine Kirchenzeitung passt. Bei aller Liebe zu Tieren: Dürfen wir sie so „miss-

brauchen“, dass wir jetzt schon ein Tier als Engel bezeichnen? Die Tierliebe – geht sie bei vielen Menschen heute nicht vor die Nächstenliebe?

// URSULA SCHÖNAUER, INGOLSTADT

Wenn Kinder nicht glauben

Zum Interview „Kommen die nicht in den Himmel?“ (Nummer 9/26. April):

Ja, es schmerzt mich, wenn meine Kinder und Enkel kaum mehr in die Kirche gehen oder sich nicht firmen lassen. Schließlich wünscht man sich nur das Beste für sie. Die Fragen im Interview beschäftigen mich immer wieder und schon sehr lange. Führen die Rituale der Kirche, die Sakramente, die Gottesdienste zu mehr Bindung? Oder gibt es erfüllendere Wege, die im Glauben weiterführen?

Es gibt ein Gleichnis bei Matthäus 25,14–30, das darauf aus meiner Sicht antwortet. Wenn Jesus von Gutsherr oder Weinbergbesitzer spricht, meint er Gott. Wir glauben,

dass Gott die Liebe ist. Im Vers 14 steht, dass der Herr außer Landes geht und seinen Knechten sein Vermögen, also seine Liebe, übergibt. Im für mich schönsten Teil dieses Gleichnisses steht: Der Gutsherr, also Gott, kommt zurück und fordert nicht nur sein Eigentum, sondern auch die Früchte dieser Liebe zurück. Das heißt, wir sind befähigt, Gott größer zu machen durch unser Leben.

Herzlichen Dank an Wunibald Müller für die letzte Antwort. Auch wenn es mir immer noch schwerfällt, die unterschiedlichen Wege meiner Kinder und Enkel zu akzeptieren, wird es sicher meine Toleranzgrenze weiten und auch mich zu einem erfüllteren Leben führen.

// RUDOLF HOGGER, OTTERFING

Eine zentrale Aussage, die der Theologe Wunibald Müller im Interview macht, hat mich verblüfft. Ich hoffe, es handelt sich um eine redaktionelle Verkürzung. Müller sagt, es sei sekundär, ob jemand getauft sei oder in die Kirche gehe. Dann bezieht er sich auf seinen Buchtitel und behauptet: „Wer nicht glaubt, kommt auch in den Himmel“.

Zahlreiche Herrenworte deuten in die entgegengesetzte Richtung: Es ist nur der Glaube, der den Himmel erschließt. Wenn Religiosität als derart beliebig und gleichgültig dargestellt wird, ist kaum zu begründen, warum jemand einer so verstandenen Religion angehören sollte.

// KATHARINA PHILIPOWSKI, POTSDAM



IHRE MEINUNG IST GEFRAGT

Zuschriften bitte an die Adresse Ihrer Kirchenzeitung oder per E-Mail an leserbriefe@bistumspress.de. Leserbriefe geben die Meinung des Verfassers wieder. Die Redaktion kann Kürzungen leider nicht immer vermeiden.

Willkommen im neuen Zuhause!

In beiden christlichen Kirchen werden die Gläubigen weniger und das Geld knapper. Auch deshalb **arbeiten Gemeinden inzwischen häufig zusammen**. Sie teilen sich Räume, feiern miteinander Gottesdienste und engagieren sich gemeinsam sozial. **Drei Beispiele zeigen, wie die Ökumene funktionieren kann und wo die Tücken liegen.**



Ökumene in Wissingen

„Letztlich ist es auch für uns eine Bestandssicherung, wenn zwei Gemeinden die Kirche nutzen“

Ein Dienstagmorgen im Juni. In Wissingen, einer kleinen Ortschaft im Osnabrücker Land mit knapp 2500 Einwohnern, setzen pünktlich um viertel vor neun die Glocken der evangelischen Auferstehungskirche ein. Sie rufen zum Gottesdienst, genauer: zur Werktagsmesse. Denn seit Januar, als ihre eigene, nur 350 Meter entfernte Herz-Jesu-Kirche geschlossen wurde, feiern die Katholiken des Ortes hier ihre Gottesdienste.

„Vor drei Jahren ist der Bürgermeister auf uns zugekommen und hat gefragt, ob wir uns vorstellen können, unsere Kirche abzureißen“, sagt der Pfarrbeauftragte Thomas Steinkamp. „Sie suchten ein Grundstück für den Neubau der Grundschule.“ Eine Frage, bei der anderen die Luft wegleiben oder sie in spöttisches Gelächter ausbrechen würden.

Bei Steinkamp war es anders: Er nahm die Frage mit in den Kirchenvorstand. Und der nahm sie ernst. „Wir wussten, dass wir für den Erhalt unserer Kirche in den nächsten Jahren sechsstellige Beträge ausgeben müssten“, sagt Steinkamp. Herz-Jesu war 1959 eingeweiht worden, ein typischer Nachkriegsbau. „Mit viel Eigenleistung der zugezogenen Aussiedler und Flücht-

linge hochgezogen, aber schlecht in Schuss“, sagt Steinkamp. Vom Dach fielen schon mal Ziegel herunter, die Heizung war kurz vor dem Ende, eine Dämmung quasi nicht existent.

Und trotzdem: Die Kirche abreißen? „Uns war sehr schnell klar, dass wir es nur unter einer Bedingung tun werden: wenn Wissingen als Gottesdienstort erhalten bleibt“, sagt Steinkamp. Damit sei die evangelische Auferstehungsgemeinde ins Spiel gekommen: „Als wir überlegt haben, wo wir feiern könnten, sagte jemand: Wo ist das Problem? Es gibt doch eine Kirche im Ort!“

Aber würde die Gemeinde die Katholiken aufnehmen? Angelika Breymann, die evangelische Pastorin, sagt: „In unserem Kirchenvorstand war sofort eine große Bereitschaft da.“ Und sie fügt hinzu: „Letztlich ist es ja auch für uns eine Bestandssicherung, wenn zwei Gemeinden die Kirche und das Gemeindehaus nutzen.“

In der Kirche sitzen an diesem Dienstagmorgen fünf Frauen und beten den Rosenkranz. Die Küsterin, die auch schon in der alten Kirche Dienst tat, bereitet die Messe vor. Gerade kommt der indische Pastor Andrews Francis, der sie feiern wird. Später wird er sagen: „Bei uns in Kerala wäre es nicht vorstellbar, dass wir eine evangelische Kirche für die katholische Messe nutzen.“ Aber für ihn selbst, sagt er, sei das kein Problem: „Hauptsache, wir feiern.“

Foto: Ludger Wesseler



Die evangelische Gemeinde in Wissingen empfängt die Katholiken, die gerade in ihrer Kirche die letzte Messe gefeiert haben.

Willkommen im neuen Zuhause!



Katholische und evangelische Gläubige nutzen die evangelische Kirche in Wissingen gemeinsam.

Doch auch wenn die Bereitschaft zur Zusammenarbeit auf beiden Seiten groß war: Die Tücke liegt wie immer im Detail. Denn wenn die Katholiken dauerhaft einziehen wollten, gab es einiges zu bedenken – und zu verändern. „Die evangelische Gemeinde ist uns sehr entgegengekommen und dafür sind wir auch sehr dankbar“, sagt Thomas Steinkamp. Angelika Breymann lacht und sagt: „Ja, gut, dass wir nicht von Anfang an wussten, was alles auf uns zukommt!“

Denn es ist einiges, was aus der Herz-Jesu-Kirche hinübergewandert ist: der Kreuzweg, der Tabernakel mit dem Ewigen Licht, die Sitze für Priester und Messdiener, die Glocke an der Sakristeitür, das Weihwasserbecken, ja, sogar der elektrische Liedanzeiger. Typisch evangelisch in der Kirche aus dem Jahr 1966 sind der große Herrnhuter Stern an der Decke, die fehlenden Kniebänke und das Kreuz ohne Corpus, also ohne Jesus, der daran hängt. „Schließlich sind wir eine Auferstehungskirche“, sagt Breymann.

„Es ist immer ein Aufeinanderzugehen“, sagen beide Gemeindeleiter. Dass der Tabernakel seinen Platz im Altarraum gefunden hat, sei sogar eine Idee der evangelischen Geschwister gewesen. „Aber dass unsere alte Liedtafel weg ist, das finde ich schon schade“, sagt Breymann. „Vielleicht finden wir für die noch einen guten Platz.“ Steinkamp nickt. „Bestimmt, das ist ja alles noch auf dem Weg.“

Wie finden die Leute die Neuerung? „Ich habe kaum negative Rückmeldungen bekommen“, sagt Breymann. Einerseits wegen der Bestandssicherung, „denn eigentlich sind unsere Räume zu groß für die Anzahl der Gemeindemitglieder“ und auch in der Evangelischen Kirche hat der Rückbau der Immobilien längst begonnen. Andererseits aber auch, weil Ökumene immer schon ein Thema war: Die Kita in Wissingen ist in evangelischer Trägerschaft und gleich neben der Kirche.



Fotos: Christof Haverkamp, Ludger Weseler

„Es gibt viele konfessionsverbindende Familien, da lief immer schon viel miteinander“, sagt Breymann. Dass es jetzt noch mehr wird, hoffen beide Gemeindeleiter.

Und bei den Katholiken? „Natürlich war die Trauer groß, als wir darüber informiert haben, dass der Abriss der Kirche im Raum steht“, sagt Steinkamp. Wichtig sei gewesen, alle – Katholiken wie Protestanten – von Anfang an in die Diskussionen einzubeziehen und nicht nur Entscheidungen mitzuteilen. Ein katholisches Ehrenamtsfest in der Auferstehungskirche und drumherum, bei dem auch evangelische Christen mitwirkten, half, Hemmungen abzubauen. Ebenso die Prozession nach der letzten Messe von Herz-Jesu zur Auferstehungskirche und der Empfang dort durch die Pastorin.

Das Echo ist gemischt

„Aber dennoch waren wir gespannt, wie die Kirche angenommen wird“, sagt Steinkamp. „Ob die Wissingener hier zur Messe gehen oder nach Bissendorf fahren.“ Schließlich ist St. Dionysius, die dortige katholische Kirche, gerade mal fünf Kilometer entfernt. „Jetzt, nach einem halben Jahr, kann man sagen: Der Besuch ist stabil.“ Mit den sieben Frauen, die an der Werktagsmesse teilnehmen, „sind wir vollständig“, sagt Pastor Francis. In die Vorabendmesse am Samstagabend kommen wie früher 30 bis 40 Gläubige.

Und was sagen die Frauen, die an diesem Dienstagmorgen gekommen sind? Das Echo ist gemischt. „Wir sind so dankbar, dass wir hier aufgenommen wurden“, sagt eine. „Ich komme so gern hierher.“ Eine andere, die ihr Kniebänkchen in der Hand hält, ist skeptischer: „Ich bin hier noch nicht wirklich zu Hause. Ich vermisse die Bilder.“ Aber immerhin, sie kommt regelmäßig. Und stellt ihr Kniebänkchen in eine Ecke vorne rechts, damit sie es nicht immer hin und her tragen muss.

// SUSANNE HAVERKAMP

Ökumene in München

*„Es gibt eine spirituelle
Sehnsucht bei vielen
Menschen jenseits
konfessioneller Grenzen“*

Oft sind Gäste von auswärts überrascht: Wenn Ulrike Feher eine Taufe feiert, dann ist fast immer eine Taufkerze dabei. „Das ist für die meisten evangelischen Christen ungewohnt, aber bei uns ist das üblich geworden.“ Das hat sich die Pfarrerin an der Sophienkirche in München-Riem von den katholischen Nachbarn aus Sankt Florian abgeschaut, mit denen sie ein ökumenisches Zentrum bildet, dieselbe Adresse und einen gemeinsamen Kirchturm teilt. „Durch das Miteinander haben wir viel über die Kraft von Symbolen gelernt“, erzählt Feher.

Der Anfang des Jahrtausends auf dem ehemaligen Münchner Flughafengelände entstandene Stadtteil München-Riem beherbergt heute Menschen aus rund 110 Nationen, viele davon Muslime. Nur etwa ein Viertel der rund 16 000 Bewohner gehört einer der großen Kirchen an. An Sonn- und Feiertagen kommen noch etwa 100 weitere Christen hinzu. Sie stammen vor allem aus Indien und gehören der Malankara Syrisch-Orthodoxen Kirche an. Seit einigen Jahren zählen auch sie zum 2005 eingeweihten Ökumenischen Zentrum und feiern in Sankt Florian Gottesdienste. Die Gläubigen reisen aus ganz Süddeutschland an, berichtet ihr Seelsorger, Vikar Thomas Jakob Manimala, „und geben ein Zeugnis davon, wie wichtig ihnen ihr Glaube ist“.

Es sind vor allem immer mehr junge IT-Experten aus Kerala mit ihren Familien, die in Riem Gottesdienste in ihrer Tradition feiern wollen. Die reicht weiter zurück als die der katholischen und der evangelischen Kirche in Bayern. Die Christen aus Südindien führen ihre Missionierung auf den Apostel Thomas und damit bis ins 1. Jahrhundert zurück. Große Teile ihrer Liturgie feiern

sie auf Aramäisch, jener Sprache, die auch Jesus gesprochen hat.

Das Miteinander will jedoch genau abgestimmt sein. So zieht die Gemeinde am Karfreitag in den Keller von Sankt Florian. „Denn unser Gottesdienst dauert da zwischen sechs und acht Stunden“, erklärt Vikar Jakob, „und um 15 Uhr brauchen die Katholiken ja die Kirche für ihre Karfreitagsliturgie.“

Pfarrerin Feher und der katholische Pastoralreferent Mateusz Jarzebowski sind durchaus stolz darauf, dass diese syrisch-orthodoxe Gemeinde Teil des Zentrums ist. Bald kommt noch eine Gruppe evangelisch-lutherischer Christen aus Südkorea hinzu. „Um räumlich zu sehen, braucht es ein zweites Auge“, sagt Jarzebowski. Und so sei es auch mit den anderen Gemeinden in Riem: „Sie helfen uns, tiefer zu blicken, auch auf den eigenen Glauben, das Eigene deutlicher zu erkennen und gleichzeitig die Vielfalt zu schätzen, die er in unterschiedlichen Kulturen entfaltet.“

Das große soziale Engagement tragen in Riem angesichts der Gemeindestärken jedoch vor allem katholische und evangelische Christen. Etwa eine weitgehend ehrenamtlich geführte Tafel mit kostenlosen Lebensmitteln für Bedürftige. Doch auch institutionell kooperieren die Kirchen eng: Die von der Caritas angebotene Schülerhilfe für Migrantenkinder findet in der evangelischen Sophiengemeinde statt, weil dort nachmittags die Räume leichter verfügbar sind. Hauptamtliche Mitarbeitende haben zudem gemeinsame Vorbereitungstage für Konfirmanden und Firmlinge etabliert.

In München teilen sich katholische und evangelische Nachbarn einen Kirchturm.



Fotos: Alois Bierl; Sankt Michaelsbund



Foto: Sankt Michaelsbund

Thomas Jakob Manimala, Ulrike Feher und Mateusz Jarzebowski stimmen ihr Miteinander genau ab.

Gemeinsam wirken sie auch beim Gesundheitstag der Stadt mit, informieren über kirchliche Hilfsangebote bei seelischen Erkrankungen und hören den Sorgen der Besucher zu – selbstverständlich auch denen ohne Konfession oder Muslimen. In Schulen gestalten sie vor den Sommerferien gemeinsam mit islamischen Lehrkräften interreligiöse Gebete. Dass alle drei Konfessionen zusammengehören, machen sie beim jährlichen Kirchenfest deutlich, das sie Anfang Juli mit einem gemeinsamen Sonntagsgottesdienst gefeiert haben.

All das nehmen die Christen in Riem als selbstverständlich wahr und kaum noch als ökumenische Besonderheit. „Vielen unserer katholischen Gemeindemitglieder etwa aus Afrika, Asien oder auch aus Polen ist die Ökumene in Deutschland nur vage vertraut, für sie ist

das nicht historisch aufgeladen“, sagt Jarzebowski. Welche Fortschritte in den vergangenen Jahrzehnten im konfessionellen Miteinander erreicht wurden, ist oft nur den hauptamtlichen Seelsorgern und älteren Ehrenamtlichen bewusst. Gleichzeitig stehen beide Gemeinden vor strukturellen Veränderungen und die ökumenische Weiterentwicklung tritt in den Hintergrund. „Die evangelische wie die katholische Kirchengemeinde müssen sich durch neue Zusammenlegungen gerade selbst neu finden“, erklärt Pfarrerin Feher. Zugleich werde man jedoch bei sinkenden finanziellen Mitteln und wachsenden Aufgaben zu einer „Ökumene der Ressourcen“ gezwungen sein, ergänzt Jarzebowski.

Viele Menschen spüren eine Sehnsucht

Denn Riem wächst weiter. Rund 2500 neue Wohnungen werden entstehen – und mit ihnen neue Aufgaben. Einen ökumenischen Kindergarten etwa kann sich Jarzebowski gut vorstellen. Ebenso, dass sich das ökumenische Zentrum zu einem „Labor und spirituellen Zentrum“ entwickelt: Räume, in denen sich Menschen über evangelisches Schriftverständnis, katholische Heiligenverehrung oder das unter indischen Christen gepflegte Stundengebet austauschen und vielleicht sogar gemeinsame Gebetsformen entwickeln.

„Es gibt ja eine spirituelle Sehnsucht bei vielen Menschen jenseits konfessioneller Grenzen, und es ist ein gemeinsamer Auftrag, darauf zu antworten“, sagt Jarzebowski. Perspektiven für eine gemeinsame Spiritualität und neue Aufbrüche seien denkbar – „ohne ständig die Abendmahlsfrage zu traktieren“, ergänzt Feher. Da ist eine Grenze, selbst für ökumenische Zentren.

// ALOIS BIERL

Ökumene in Lüneburg

„Wir sind keine irgendwie christliche Gemeinde, wir sind eine Gemeinschaft von Christen“

Leicht zu finden ist das Ökumenische Zentrum St. Stephanus nicht. Eher unscheinbar liegt der flache Betonbau im Geschäftszentrum des Lüneburger Stadtteils Kaltenmoor. Rundherum ragen Hochhäuser auf, gleich dahinter ist das Schulzentrum.

Erst auf den zweiten Blick sieht man das Kreuz, das etwas verloren auf dem Platz vor der Kirche steht. „Als das Zentrum gebaut wurde, waren weder ein Turm noch ein Kreuz vorgesehen“, sagt Dechant Carsten Menges. „In einer Nacht-und-Nebel-Aktion hat der damalige

Hausmeister ein Holzkreuz aufs Dach gebaut.“ Als es vor ungefähr zehn Jahren marode war, musste die Gemeinde es herunternehmen. „Die Stadt hat dann erlaubt, dass wir auf ihrem Grund ein freistehendes Kreuz aufstellen.“

Überraschend ist das, weil Kaltenmoor seit seiner Entstehung seinen Charakter verändert hat. Ende der 1960er Jahre war ein modernes Viertel für 11 000 Menschen, vor allem Familien, geplant; heute gilt es als sozialer Brennpunkt. „Die Häuser sind zunehmend schlecht in Schuss“, sagt Pastoralreferent Johannes Honert. „Viele der ursprünglichen Bewohner sind inzwischen weg. Jetzt ziehen Menschen ein, die sich sonst nichts leisten können.“ Der Migrantenanteil ist hoch, der der Muslime auch. „Es gab Befürchtungen, dass das Kreuz



Fotos: Susanne Haverkamp



bald beschädigt würde“, sagt Menges. „Es ist aber nie was passiert. Im Gegenteil, die Muslime sagen: Wir finden es gut, dass ihr euren Glauben nach außen tragt.“

Dass damals, 1974, St. Stephanus als eines der ersten Ökumenischen Zentren in Deutschland eingeweiht wurde, hatte mit einer besonderen Beziehung zu tun. „Der damalige katholische Dechant und der evangelische Superintendent von Lüneburg waren gut befreundet“, sagt Menges, der selbst in einem kleinen Ort in der Nähe aufgewachsen ist. „Die beiden waren sofort fest entschlossen, in dem neuen Stadtteil etwas gemeinsam zu machen, als die Stadt direkt im Zentrum ein Grundstück zur Verfügung stellte.“

In dieser Zeit begann sich in der Ökumene einiges zu bewegen – auch wegen der Öffnung der katholischen Kirche im Zweiten Vatikanischen Konzil. Dennoch waren die Grenzen im Vergleich zu heute noch eng. „In den ersten Jahren gab es gerade mal drei ökumenische Gottesdienste pro Jahr. Das meiste war getrennt“, sagt Menges. Honert ergänzt: „Heute ist es fast umgekehrt: Wir müssen nicht mehr begründen, warum wir etwas ökumenisch tun, sondern warum wir es nicht tun.“

Sie bieten kostenlose Mittagessen an

Den Namen St. Stephanus teilten sich beide Gemeinden von Anfang an. „Weil viele Straßen hier im Stadtteil nach Märtyrern der NS-Zeit benannt sind, passte Stephanus gut“, sagt Menges. Als biblischer Märtyrer war er auch für die evangelischen Christen passend, die es mit Heiligen sonst nicht so haben.

Wenn man das Zentrum aus Beton und Backstein betritt, kommt man als Erstes in ein großes Foyer. Gerade wird das kostenlose Mittagessen vorbereitet. „Jeden Dienstag und Donnerstag bieten wir das hier an“, sagt Pastoralreferent Honert. Etwa zehn Ehrenamtliche helfen, damit 60 bis 80 Gäste satt werden. „Wer von denen katholisch und wer evangelisch oder ganz was anderes ist, weiß ich nicht und will ich auch gar nicht wissen.“ Genauso ist es bei der Kleiderkammer, die das Ökumenische Zentrum betreibt, beim Café Kontakt, beim Bibelkreis oder beim monatlichen Abendgebet mit Liedern aus Taizé.

Und wie ist es sonst bei Gottesdiensten? „Was damals beim Bau nicht zur Debatte stand, war eine gemein-

same Kirche“, sagt Menges. Deshalb gibt es zwei direkt nebeneinander: Gleich links im Foyer steht über einer Holztür „Kath. Kirche“, wenige Meter weiter: „Ev. Kirche“. „Gelegentlich tauschen wir“, sagt Menges und lacht. „Unsere Kirche hat 200 Plätze, die evangelische ist halb so groß. Da machen wir es manchmal nach Bedarf.“ Die evangelische Kirche kann man außerdem durch ein Schiebeelement zum Foyer hin öffnen. „Für die richtig großen Ereignisse.“

Seit diesem Jahr ist die Gottesdienstordnung geändert. Einerseits, weil Menges als Priester für inzwischen zehn Kirchen zuständig ist und nicht überall gleichzeitig sein kann. Andererseits aber auch, um deutlich zu machen, dass Christen nicht nur gemeinsam Suppe verteilen, sondern auch gemeinsam beten.

Jeden Sonntag findet jetzt um 10.30 Uhr ein Gottesdienst statt – immer ein anderer, und in welcher Kirche ... nun, das sieht man dann schon, wenn man das Zentrum betritt. Im Liturgieplan steht einmal im Monat eine katholische Messfeier, einmal ein ökumenischer Gottesdienst und zweimal der sogenannte „christliche Gottesdienst“. „Das ist ein Gottesdienst für alle, den entweder jemand aus der evangelischen oder der katholischen Gemeinde leitet“, erklärt Honert. „Im Unterschied zum ökumenischen Gottesdienst: Da ist aus beiden Gemeinden jemand dabei.“

Wie wird das angenommen? „Es gab Leute, die sagten: Jetzt geht die katholische Welt unter“, sagt Menges. „Aber die meisten waren auch neugierig auf die jeweils andere Feierform und erleben die Vielfalt der Gottesdienste als Bereicherung.“ Was aber nichts daran ändert, dass ihnen ihre Konfession und ihre eigene Tradition wichtig sind. „Wir sind keine irgendwie christliche Gemeinde, wir sind eine Gemeinschaft von Christen“, sagt Honert. Zumal sich auch fremdsprachige Gemeinden im Zentrum treffen: Polen, Kroaten und Vietnamesen zum Beispiel. Auch chaldäische Christen. Was aber nur zeigt, was „Oikumene“ vom altgriechischen Wortsinn her heißt: der ganze bewohnte Erdkreis. Hier in St. Stephanus kommt er zusammen.

Im Ökumenischen Zentrum in Lüneburg ist Gemeinschaft wichtig, etwa beim Mittagessen im Foyer.

// SUSANNE HAVERKAMP



Foto: Bernard Haller/cath.ch/kna

Gottesdienst mit Bischofsweihe bei der Piusbruderschaft am 1. Juli in Ecône (Schweiz)

Gänswein verteidigt Piusbrüder-Ausschluss

VILNIUS Der ehemalige Privatsekretär von Papst Benedikt XVI., Erzbischof Georg Gänswein, hat den Ausschluss der traditionalistischen Piusbrüder aus der katholischen Kirche verteidigt. „Wer ohne das päpstliche Mandat Bischöfe weiht, zieht sich automatisch die Exkommunikation zu“, sagte er. Die Exkommunikation sei eine Beugestrafe, die zur Einsicht und Umkehr führen solle. „Wenn jemand erkennt, dass er einen schweren Fehler begangen hat, und glaubwürdig umkehrt, hat er ein Recht darauf, dass die Exkommunikation aufgehoben wird“, betonte Gänswein. „Tätige Reue und Umkehr sind nötig. Aber davon ist im vorliegenden Fall keine Rede.“

2009 sei das anders gewesen. Damals hatte Papst Benedikt den Kirchenausschluss von vier Pius-Bischöfen aufgehoben. Sie „hatten Reue und Umkehr gezeigt und um Aufhebung der Exkommunikation gebeten“. Die Piusbrüder lehnen zentrale Reformen des Zweiten Vatikanischen Konzils ab. Sie sind gegen die Anerkennung der Religionsfreiheit und des ökumenischen Dialogs mit anderen Kirchen. (kna)

Jüdische Organisation warnt vor der AfD

BERLIN Das American Jewish Committee (AJC) hat vor einer Regierungsübernahme der AfD in Sachsen-Anhalt gewarnt. Die AfD des Bundeslandes sei ideologischer Taktgeber der Gesamtpartei, heißt es in einem neuen Papier der jüdischen Organisation. Führende Köpfe des Landesverbandes gehörten zu den zentralen ideologischen Treibern der rechtsextremen Ausrichtung der Gesamtpartei.

Remko Leemhuis, Direktor des AJC Berlin, sagte: „Niemand kann heute noch behaupten, die politische Ausrichtung der AfD sei unklar.“ Die Partei sei in ihrer Gesamtheit rechtsextrem, antisemitisch und demokratiefeindlich. Der Autor der Studie, der Rechtsextremismusexperte David Begrich, erklärte: „Die AfD Sachsen-Anhalt ist ihrer politischen Praxis, der Einlassungen ihrer Funktions- und Mandatsträger und ihrer politischen Rhetorik nach eine rechtsextreme Bewegungspartei.“ Leemhuis ergänzte, vor allem für Jüdinnen und Juden stelle sich angesichts des Erfolges der Partei „immer öfter die Frage, wie lange sie hier noch bleiben können“. (epd)



Foto: imago/Reiner Zensen

Remko Leemhuis, Direktor des American Jewish Committee Berlin



Foto: kna/Julia Steinbrecht

Katharina Ganz, Theologin und bis 2025 Oberin der Oberzeller Franziskanerinnen

Katharina Ganz wird Caritas-Präsidentin

FREIBURG Katharina Ganz wird neue Präsidentin des Deutschen Caritasverbandes. Der Caritas-Aufsichtsrat wählte die 56 Jahre alte Theologin und Sozialpädagogin in Freiburg. Die Ordensschwester übernimmt das Amt im Februar von Eva Maria Welskop-Deffaa, die seit 2021 an der Spitze von Europas größtem Wohlfahrtsverband steht und in den Ruhestand geht.

Der Vorsitzende des Caritasrats, Frank Johannes Hensel, erklärte: „Schwester Katharina wird mit ihrer Führungserfahrung, ihrer theologischen und spirituellen Verankerung, ihren praktischen Erfahrungen in der sozialen Arbeit und ihrem politischen Gestaltungswillen eine große Bereicherung für den Deutschen Caritasverband sein.“ Ganz war bis 2025 Leiterin der Ordensgemeinschaft der Oberzeller Franziskanerinnen mit Niederlassungen in Deutschland, Südafrika und den USA. Zuvor hatte sie Betroffene von Menschenhandel und Zwangsprostitution begleitet. Sie tritt für Rechte von Frauen ein und sagt: „An der Frauenfrage entscheidet sich die Zukunft der katholischen Kirche.“ (kna)

„Kirche gestaltet Zukunft mit“

Ab Oktober wird **Markus Patenge** das **Katholische Büro** in Mainz leiten. Warum zieht es ihn von Berlin in die rheinland-pfälzische Landeshauptstadt?

Sie haben mal in Mainz studiert. Was reizt Sie an der neuen Aufgabe, sodass Sie von Berlin nach Mainz zurückkommen?

Ursprünglich stamme ich aus Kaiserslautern. Aber das Rhein-Main-Gebiet ist für mich ein Stück Heimat. In Mainz und Frankfurt habe ich Theologie studiert. Meine Frau ist Mainzerin. Grund für den Wechsel ist aber meine künftige Arbeitsstelle: Das Katholische Büro in Mainz vertritt die Interessen der katholischen Bischöfe in der rheinland-pfälzischen Landespolitik, so gestaltet die Kirche dort die Zukunft mit. Der jetzige Leiter des Katholischen Büros, Dieter Skala, der ab November im Ruhestand ist, macht eine fantastische Arbeit und die Einrichtung genießt einen guten Ruf. Daran möchte ich anknüpfen.

Haben Sie schon vorab eine Botschaft an die Politikerinnen und Politiker in Rheinland-Pfalz? Was ist Ihnen als Vertreter der katholischen Kirche besonders wichtig?

Um ein konkretes Thema zu kommunizieren, ist es zu früh. Aber ich freue mich wahnsinnig, die Vertreterinnen und Vertreter der Landespolitik kennenzulernen, und auf die Gespräche mit ihnen. Ich verstehe mich dabei nicht als ein hartes Gegenüber, sondern als konstruktiven Gesprächspartner. Papst Leo XIV. hat in seiner Enzyklika der Kirche Impulse gegeben, wie sie bei den Zukunftsthemen mitreden kann – mit ihren Erfahrungen, ihren Einrichtungen, ihrer Lehre. Ich möchte in meiner künftigen Position schauen, wo in Rheinland-Pfalz die Zukunftsthemen liegen und was die Menschen im Land bewegt.

Rheinland-Pfalz hat seit Mai einen neuen Landtag mit der AfD als größter Oppositionspartei. Wie ist Ihre Haltung dazu?

Die Haltung der katholischen Kirche ist hier eindeutig. Die deutschen Bischöfe haben klar benannt, dass Positionen, die die Menschenwürde relativieren, Menschen ausgrenzen oder demokratische Grundprinzipien in Frage stellen, mit dem christlichen Menschenbild unvereinbar sind. Das Katholische Büro orientiert sich

an dieser Linie. Deshalb pflegen wir keine institutionellen Beziehungen zur AfD. Ich sehe keinen Anlass, diese Praxis zu verändern.

Wofür haben Sie sich an Ihrer jetzigen Arbeitsstelle bei der Deutschen Kommission Justitia et Pax in Berlin besonders eingesetzt?

Bei der Kommission Justitia et Pax – eine Einrichtung der Deutschen Bischofskonferenz (DBK) und des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK) – habe ich als Referent Fragen der Friedens- und Sicherheitspolitik bearbeitet, so etwa die Herausforderung des russischen Kriegs gegen die Ukraine. Aber auch Themen wie die nukleare Abschreckung, die Organisierte Kriminalität und auch die Künstliche Intelligenz (KI) haben mich beschäftigt.

Als Leitbild dient mir das Konzept des „Gerechten Friedens“, das die DBK in ihren Dokumenten 2000 und 2024 ausformuliert hat. Die katholische Friedensethik ist für mich ein Schatz, der uns durch neue Herausforderungen navigieren kann und den ich unter die Menschen bringen möchte.

Meine Erfahrungen auf der Bundesebene kann ich in Rheinland-Pfalz einbringen, denn die Bundesthemen haben längst landespolitische Dimensionen: Mit den Militärstandorten Büchel und Ramstein zum Beispiel wird in einem möglichen Bündnisfall Rheinland-Pfalz zur Drehscheibe. Auch die Künstliche Intelligenz wird viele politische Gestaltungsaufgaben in Rheinland-Pfalz verändern – von der Bildung über die Verwaltung bis hin zum Gesundheitswesen.

// INTERVIEW: ANJA WEIFFEN



Experte für Friedensethik: Markus Patenge.

ZUR PERSON

Markus Patenge wurde 1979 in Kaiserslautern geboren. In Mainz studierte er Praktische Theologie an der Katholischen Fachhochschule und danach Theologie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt, wo er auch promovierte. Berufliche Stationen sind unter anderem das Zentrum für ethische Bildung in den Streitkräften in Hamburg und zuletzt die Deutsche Kommission Justitia et Pax in Berlin.

„Ich will die Kranken und Schwachen verteidigen“

Der evangelische Theologe Stephan Anpalagan hat seine **Kriegsdienstverweigerung widerrufen**. Was hat ihn dazu gebracht? Wie vereinbart er seine Entscheidung mit **seinem Glauben**? Und was genau ist es, für das er im Ernstfall mit der Waffe kämpfen will?

Interview von Andreas Lesch

Sie haben mit Anfang 20 den Kriegsdienst verweigert. Warum?

Ich hatte mehrere Gründe. Der erste war, dass ich als Säugling 1984 mit meinen Eltern – wegen des Bürgerkrieges in Sri Lanka – nach Deutschland gekommen bin. Ich bin in Wuppertal aufgewachsen und habe die 1990er-Jahre als bedrückend erlebt, insbesondere wegen der rechtsextremen Angriffe auf Asylbewerberheime. Die Konservativen, die in dieser Zeit in Teilen „Kinder statt Inder“ forderten oder „gegen Ausländer“ unterschreiben ließen, waren dabei keine Hilfe. Im Jahr 2000 habe ich die deutsche Staatsangehörigkeit angenommen – trotz allem bewusst und gern. Aber ich habe mich damals noch schwer damit getan, dieses Land mit der Waffe zu verteidigen.

Was war der zweite Grund?

Ich war immer schon in meiner evangelischen Kirchengemeinde aktiv und fühlte mich als Pazifist. Da kam der Zivildienst in der Diakonie mir gerade recht. Er war sehr prägend und wichtig für mich.

Wann haben Sie angefangen zu zweifeln, ob die Kriegsdienstverweigerung richtig war?

Ehrlicherweise habe ich immer gezweifelt – an meiner Haltung und meiner Beziehung zu diesem Land. Denn trotz all der rassistischen Ausgrenzungen wusste ich: Deutschland ist meine Heimat. Die Menschen hier sind meine Mitmenschen und meine Landsleute. Hier leben meine Familie und meine Freunde. Ich will und kann hier nicht weg. Dann kam noch eine Erkenntnis dazu.

Welche?

1998 stimmte der Bundestag der Beteiligung der Bundeswehr am bewaffneten NATO-Einsatz in Jugoslawien zu, dem ersten Kampfeinsatz in der Nachkriegsgeschichte. In den Debatten damals wurde mir klar: Wenn es einen Völkermord gibt, kommen wir irgendwann mit Reden nicht mehr weiter. Dann braucht es eine militärische Antwort. Diesen Gedanken hatte ich vorher nicht so richtig zugelassen. Aber je älter ich geworden bin, desto mehr hat er sich in mir entfaltet. Erst recht, als Russland seinen Angriffskrieg gegen die Ukraine begann. Beeinflusst hat mich zudem noch ein ganz persönliches Problem.

Erzählen Sie!

Mein Vater ist schwer an Demenz erkrankt. Vorher hatte ich gedacht: Wenn wir angegriffen werden, dann fliehe ich halt. Jetzt habe ich mich gefragt: Was passiert dann mit all den Menschen, die nicht fliehen können, mit den Alten und Kranken – und mit meinem Vater? Es muss Menschen geben, die sie verteidigen. So wuchs mein Wunsch, für Frieden zu kämpfen.

Wie vereinbaren Sie den Widerruf Ihrer Kriegsdienstverweigerung mit Ihrem Glauben?

Dass Pazifismus der Kern des Christentums sein soll, ist nicht falsch – wenn man Pazifismus als hoffnungsstiftende Vision begreift, auf die wir alle hinarbeiten müssen. Aber Pazifismus kann nicht bedeuten, dass wir einem Volk wie der Ukraine, das angegriffen wird, nicht beistehen. Denn zum Kern des



KOMMENTAR

Leos erfreuliche Klarheit



Lange hat die traditionalistische Piusbruderschaft geglaubt, mit dem Vatikan Spielchen spielen zu können. Weil Papst Leo die Einheit der Kirche so wichtig ist und er traditionelle Formen durchaus schätzt, dachte sie, durchzukommen. Doch jetzt ist Schluss mit lustig. Die Provokation, trotz Verbots Bischöfe zu weihen, hat sich der Vatikan nicht gefallen lassen.

Die Reaktion fiel scharf aus. Der Vatikan hat nicht nur bestätigt, dass die neuen und die Weihenden Bischöfe sich selbst aus der Kirche ausgeschlossen haben. Auch die Pius-Priester gelten jetzt als Schismatiker und ausgeschlossen. Ebenso Laien, die der Vereinigung angehören.

Natürlich hofft der Vatikan auf reuige Rückkehrer. Aber die Hürden sind hoch, erfreulich hoch. Da reicht kein Lippenbekenntnis, es geht ans theologisch Eingemachte. Ganz formell müssen Piusbischöfe und -priester beim Papst persönlich um Rückkehr bitten. Und – was das Wesentliche ist – die Lehre der Kirche nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil anerkennen: das Kirchenbild vom Volk Gottes; die Wertschätzung anderer Konfessionen und Religionen; die Rechtmäßigkeit der erneuerten Liturgie. Laien, die der Gemeinschaft angehören, müssen sich dafür an den zuständigen Ortsbischof wenden; für Laien, die nur gelegentlich Messfeiern der Gemeinschaft besuchen, ist der Ortspfarrer zuständig.

Mit diesen Regelungen macht Papst Leo klar: Auch wenn er traditionelle Kleidung trägt, wieder die Apostolischen Paläste bewohnt und großzügiger ist in Sachen Tridentinische Messe: Er dreht das Rad nicht zurück und setzt nach rechtsaußen klar Grenzen. Gut so.

// SUSANNE HAVERKAMP
REDAKTEURIN ZENTRALREDAKTION



Welche Konsequenzen hätte der Widerruf Ihrer Kriegsdienstverweigerung im Ernstfall?

Ich habe mich zur Reserve bei der Bundeswehr gemeldet. Das bedeutet, dass ich im Kriegsfall dieses Land mit der Waffe verteidigen würde.

Was genau ist es, was Sie in diesem Land verteidigen wollen?

Ich will vor allem die Menschen verteidigen, die hier leben – und alles, was ich hier schätze und liebe. Meine Familie. Die Menschen in meiner Umgebung. Die Kranken und Schwachen, die sich nicht selbst verteidigen können.

Haben Sie Angst vor dem Ernstfall und vor dem, was dann auf Sie zukommt?

Ich bin Kind von Flüchtlingen und habe meine ersten Jahre hier in einer Flüchtlingsunterkunft gelebt. Ich habe erlebt, dass diese Welt voller Ungewissheit und Umbrüche ist. Anders als manch eine westdeutsche Familie habe ich nicht die letzten achtzig Jahre in Stabilität, Frieden, Freiheit und Wohlstand verbracht. Dadurch habe ich eine Resilienz entwickelt. Ich nehme die Welt, wie sie ist – und versuche, so gut wie möglich damit umzugehen. ●



Stephan Anpalagan:
Für den Frieden –
Widerruf meiner Kriegsdienstverweigerung.
Verlag S. Fischer, 192
Seiten, 18 Euro

Stephan Anpalagan (42), evangelischer Theologe, Moderator und Autor

Foto: Benjamin Jenak

Christentums gehören Solidarität, Empathie und Nächstenliebe.

Manche Christen sagen: Wir wollen doch nur Frieden!

Ich will auch nicht in einer Welt leben, in der Militär und Generäle das Sagen haben. Aber ich will, dass das Überleben von Menschen nicht davon abhängt, ob ihre Länder zu den starken, großen, militärisch am besten ausgestatteten gehören. Ich möchte eine Welt, die auf dem Völkerrecht fußt. Das ist für mich zutiefst christlich. Die Alliierten, die unser Land von den Nazis und ihrem Faschismus befreit haben, die haben doch nichts Unchristliches getan. Sondern sie haben sich für die Verfolgten und die Schwachen eingesetzt – so wie es Jesus gefordert hat.

Bistum und Landeskirche geben 30 000 Euro

SPEYER Die zahlreichen Opfer zweier aufeinanderfolgender Erdbeben in Venezuela brauchen dringend Hilfe. Das Bistum Speyer und die Evangelische Kirche der Pfalz leisten 30 000 Euro Soforthilfe und rufen gemeinsam dazu auf, für die Menschen in Venezuela zu beten und die Katastrophenhilfe der Diakonie und der Caritas mit Spenden zu unterstützen. Zwei aufeinanderfolgende Beben mit einer Stärke von 7,2 und 7,5 auf der internationalen Richterskala trafen das südamerikanische Land vor wenigen Wochen. Mehr als 2 000 Menschen starben, Tausende wurden verletzt. Nach Schätzungen der Vereinten Nationen gelten weiterhin rund 47 000 bis 50 000 Menschen als vermisst. Viele von ihnen werden unter den Trümmern eingestürzter Gebäude vermutet.

Das Beben in Venezuela war das schwerste seit mehr als 100 Jahren. Die Erdbeben treffen Venezuela in einer schweren sozialen, wirtschaftlichen und politischen Krise. Laut den Vereinten Nationen waren von den rund 28 Millionen Einwohnern zu Jahresbeginn fast acht Millionen auf humanitäre Hilfe angewiesen.

Die Caritas international hat ein Spendenkonto eingerichtet. Gemeinsam mit seinen weltweiten Partnerorganisationen hilft die Organisation nach Naturkatastrophen und in Kriegs- und Krisengebieten, das Überleben der Menschen zu sichern.

Wallfahrt zu den 14 Nothelfern

KÖNIGSBACH Am Sonntag, 19. Juli, findet um 10.30 Uhr an der Klausenkapelle in Königsbach der diesjährige Wallfahrtsgottesdienst zu den heiligen 14 Nothelfern statt. Die Predigt hält Pfarrer Matthias Schmitt aus Deidesheim. Die musikalische Gestaltung übernehmen der Musikverein Königsbach und die Alphornbläsergruppe „Herzklang“. Für alle Wallfahrer werden nach dem Gottesdienst an der Kapelle Speisen und Getränke angeboten.



Umhüllt und eingerüstet: In den kommenden Monaten wird der Ölberg an der Südseite des Speyerer Doms saniert. Die Planungen wurden jetzt der Öffentlichkeit vorgestellt.

Arbeiten haben begonnen

Der sogenannte Ölberg am **Speyerer Dom** wird restauriert – der **Dombauverein** hat dafür bislang **95 000 Euro** gesammelt und sucht weitere Unterstützer für das Projekt.

Die Sanierung der historischen Ölberg-Gruppe auf der Südseite des Speyerer Doms hat begonnen. Die Restaurierungsarbeiten sollen bis Ende Oktober abgeschlossen sein.

Anlässlich seines 30-jährigen Bestehens hatte der Dombauverein das spätgotische Denkmal zu seinem Jubiläumsprojekt erklärt. Nach Abschluss der Voruntersuchungen und der Ausschreibung der Arbeiten konnten inzwischen mehr als 95 000 Euro an Spenden und über Figurenpatenschaften eingeworben werden. Die Restaurierungsarbeiten an der Monumentalskulptur laufen bereits.

Der Vorsitzende des Dombauvereins, Gottfried Jung, sprach von einem überwältigenden Erfolg der Aktion. Die große Resonanz zeige, wie stark sich viele Menschen mit dem Dom und seinem kulturellen Erbe verbunden fühlten. Auch Domdekan Georg Müller würdigte das Engagement der zahlreichen Spenderinnen und Spender. Der Ölberg sei ein bedeutendes Zeugnis der Glaubens- und Kunstgeschichte des Speyerer Doms und spiele bis heute eine wichtige Rolle für das Erscheinungsbild der Kathedrale.

Im Mittelpunkt der Sanierung stehen Reinigung und Restaurierung der Steinarchitektur sowie der 18 Figuren. Bereits

im vergangenen Jahr waren vorbereitende Arbeiten an Gitter, Sandsteinsockel und Dach ausgeführt worden. Künftig soll der Dachbereich offener wirken, zudem erhält die Anlage eine eigene Beleuchtung. Nach Angaben der Dombauhütte werden derzeit die Figuren und die Architektur gereinigt und konservatorisch bearbeitet. Nach Abschluss der Arbeiten ist eine öffentliche Präsentation des restaurierten Ölbergs mit einem Dank an die Spender geplant. Für die Restaurierung der mittelalterlichen Felsenlandschaft werden noch Förderer gesucht.

Ursprung im 16. Jahrhundert

Der Ölberg im südlichen Domgarten zeigt die biblische Szene vom Gebet Jesu am Ölberg und seiner bevorstehenden Gefangennahme. Das ursprüngliche Werk entstand zwischen 1506 und 1511 durch den Bildhauer Hans Seyfer und bildete einst den Mittelpunkt des Kreuzgangs. Nach schweren Zerstörungen in den Kriegen des 17. und 18. Jahrhunderts wurde die Figurengruppe im 19. Jahrhundert vom Speyerer Bildhauer Gottfried Renn neu gestaltet. Heute zählt der Ölberg zu den bedeutenden Kunstwerken im Umfeld des Speyerer Doms.

// PRESSESTELLE

Zwei neue Köpfe

Neue Gesichter im Bischöflichen Ordinariat: Sophie Utner ist die neue **Klimaschutzmanagerin**, Petra Benz ergänzt das **Katechese-Team** im Bistum Speyer.

„Ich möchte gemeinsam mit allen Beteiligten das Bistum Speyer nicht nur zu einem langfristig klimaneutralen, sondern auch nachhaltigen Bistum entwickeln, das sich der Aufgabe der Schöpfungsbewahrung annimmt und dem Auftrag von Papst Franziskus gerecht wird“, sagt Sophie Utner. Sie wird in den kommenden zwei Jahren ein diözesanes Klimaschutzkonzept entwickeln. Zudem wird Utner Beratungsangebote für Pfarreien und kirchliche Einrichtungen entwickeln. Die Stelle ist durch das Bundesministerium für Wirtschaft und Energie gefördert.

Die 28-Jährige studierte Wirtschaftswissenschaften in Mainz und Paris und im Master „Nachhaltige Betriebswirtschaft“ in Trier. Seit Ende April ist Sophie Utner Nachhaltigkeitsbotschafterin des Landes Rheinland-Pfalz.

Utner stammt aus dem Bistum Mainz und war dort schon früh im Jugendverband der Katholischen Landjugendbewegung (KLJB) aktiv. Mittlerweile ist sie Delegierte auf Bundesebene und seit 2019 im Bundesarbeitskreis Umwelt tätig, außerdem seit einem Jahr im Europavorstand der Internationalen Katholischen Land- und Bauernjugendbewegung.

In ihrer neuen Aufgabe freut sie sich besonders auf die Begegnung, den Austausch und die Zusammenarbeit mit den Abteilungen und Bereichen des Bistums, genauso aber auch mit den Menschen vor Ort in den Gemeinden. „Klimaschutz auch tatsächlich umzusetzen und als gutes Beispiel in die Welt zu tragen, ist eine gemeinsame Herausforderung, die ich alleine nicht lösen kann. Gemeinsam können wir als Teil der katholischen Kirche Botschafter sein und die Welt ein Stückchen besser machen“, sagt sie. „Dafür möchte ich in den kommenden zwei Jahren mit möglichst vielen Menschen ins Gespräch kommen und diese bei meinen Schritten für die Konzeptentwicklung mitnehmen, um passende Maßnahmen zu entwickeln.“



Foto: Klaus Landry/Bistum Speyer

Benz hat viele Erfahrungen gesammelt

Seit Anfang Juni ist das Katechese-Team im Bistum Speyer wieder vollständig: Petra Benz wechselt ins Bischöfliche Ordinariat in Speyer und unterstützt künftig Tanja Rieger bei ihren Aufgaben. Die Gemeindeforentin arbeitete, nach Stationen in Bexbach und Oberbexbach sowie in Kaiserslautern, seit 2015 in der Pfarrei Otterberg. Zudem war sie seit 2018 Gemeinde- und Organisationsberaterin im Bistum – diese Aufgabe wird sie auch künftig beibehalten. Petra Benz bringt zudem Zusatzqualifikationen in den Bereichen Erlebnispädagogik, Businesscoaching sowie Gemeindeberatung und Organisationsentwicklung in der Kirche mit.

„Nun werde ich die vielfältigen Erfahrungen, die ich in den unterschiedlichen Bereichen meiner beruflichen Tätigkeit gesammelt habe, hoffentlich praxisnah und an den Bedürfnissen der Menschen orientiert, für den Bereich Katechese in unterschiedlichen Pfarreien einbringen können“, erzählt Petra Benz. Als Referentin für Katechese besteht ihre Aufgabe künftig darin, ehrenamtlich wie hauptamtlich Mitarbeitende zu schulen, bei der Ausarbeitung neuer Konzepte der Sakramentenvorbereitung von Taufe, Firmung und Erstkommunion zu unterstützen, Menschen zu begleiten, die wieder in die Kirche eintreten oder sich als Erwachsene taufen lassen wollen, und die Weitergabe des Glaubens an interessierte Erwachsene zu fördern.

Soll für Nachhaltigkeit und gutes Klima sorgen: Sophie Utner.



Foto: Klaus Landry / Bistum Speyer

Petra Benz (links) verstärkt jetzt das Katechese-Team, Tanja Rieger freut sich.

// PRESSESTELLE
BISTUM SPEYER

ZUR SACHE

Sophie Utner bringt bereits internationale Erfahrungen in Sachen Klimaschutz mit: Über die KLJB nahm sie an den Zwischenverhandlungen der Klimakonferenzen in Bonn (2019) und Glasgow (2021) teil, ebenso 2021 am Jugendgipfel des G7 für Deutschland im Bereich Nachhaltigkeit.

Wir schaffen das zusammen

Marco Krille hat zwei Suizidversuche hinter sich. Heute unterstützt er das Projekt „Mutpost“. Es soll verzweifelte Menschen helfen, sich für das Leben zu entscheiden.

Von Lisa Discher

Es ist okay, dass es dir gerade nicht gut geht. Aber sei dir sicher, es gibt viele, denen es gerade so geht wie dir. Wir schaffen das zusammen. Du bist keine Belastung, du bist wertvoll.

Es sind solche Sätze, die Marco Krille liest, wenn er traurig ist, sich depressiv fühlt. Persönliche Nachrichten von Menschen, hinterlassen auf kleinen, bunten Zetteln auf der Internetseite mutpost.de. Diese Seite ist ein Projekt des Dresdner Werner-Felber-Instituts für Menschen, die suizidgefährdet sind. Sie will ihnen Mut machen, sich für das Leben zu entscheiden.

Menschen, die suizidgefährdet sind, wollen das nicht sein. Es ist eine Krankheit – und wenn der Drang, sich das Leben nehmen zu müssen, präsenter wird, dann können die Briefe auf „Mutpost“ helfen. Darum klicken sich Menschen in der Krise durch die wohlthuenden Botschaften: um sich zu vergewissern, dass dieses Gefühl vorbeigeht, dass es eine Krankheit ist – dass das Leben lebenswert ist. Denn die Botschaften kommen von Menschen, die selbst einmal suizidgefährdet waren – oder jemanden durch Suizid verloren haben.

Marco Krille hat versucht, sich umzubringen – so wie jedes Jahr 100 000 Menschen in Deutschland. Zweimal hat der 35 Jahre alte Berliner es versucht. Damals gab es „Mutpost“ noch nicht. Botschaften, wie sie dort zu lesen sind, hätten ihm geholfen, sagt Krille: „Sie zeigen einem, dass man mit seinen Gedanken nicht allein ist. Dass man nicht so anders ist, dass es vielen Menschen genauso geht wie einem selbst.“ Und dass es andere Wege aus der Depression gibt als den Suizid. Die „Mut-

ZUR PERSON

Christiane Felsenstein ist Sozialarbeiterin am Werner-Felber-Institut und gehört zu den Menschen, die „Mutpost“ ins Leben gerufen haben.

gab es „Mutpost“ noch nicht. Botschaften, wie sie dort zu lesen sind, hätten ihm geholfen, sagt Krille: „Sie zeigen einem, dass man mit seinen Gedanken nicht allein ist. Dass man nicht so anders ist, dass es vielen Menschen genauso geht wie einem selbst.“ Und dass es andere Wege aus der Depression gibt als den Suizid. Die „Mut-

Du bist wunderschön, liebenswert, bezaubernd und liebevoll. Du gehörst auf diese schöne Welt.

Kennst du das Lied „Wie schön, dass du geboren bist, wir hätten dich sonst sehr vermisst“?

Ich war schon selber an genau der gleichen Stelle. Glaub mir: Kein Schmerz ist für immer.

Du bist unglaublich stark – auch wenn keiner sieht, mit was du alles zu kämpfen hast.

Erinner dich daran, wie stark du eigentlich bist, und es ist auch okay, mal nicht stark zu sein.

Die Sonne wird wieder scheinen und die grauen Wolken über deinem Kopf vertreiben.

post“-Botschaften veränderten etwas: „Man sieht sich plötzlich als Teil einer Gemeinschaft, die es gemeinsam auch schaffen kann, wieder gesund zu werden.“

Damals, in seiner Krise, war Krille in einer psychiatrischen Klinik, er hatte sich nach den Suizidversuchen selbst eingewiesen. Heute geht es ihm häufiger gut als schlecht. Er unterstützt „Mutpost“ und bewirbt es in den sozialen Netzwerken. Oft gibt er den Initiatoren des Projekts Feedback – immer ist es gut.

Hoffnung über einen langen Zeitraum

Christiane Felsenstein ist Sozialarbeiterin, arbeitet am Werner-Felber-Institut und engagiert sich seit Jahren in der Suizidprävention. Sie gehört zu denen, die „Mutpost“ ins Leben gerufen haben. Ihr Vorbild war die Website des britischen Influencers Ben West, „Reasons to Stay“. Übersetzt: Gründe zu bleiben. „Ich habe das gesehen und dachte: Wow, das ist richtig gut“, sagt sie. Denn der Influencer berichtete davon, wie sehr es suizidgefährdeten Menschen geholfen habe, von anderen Menschen zu lesen, warum sie sich für das Leben und gegen den Suizid entschieden haben.

„Wir bedienen uns dafür des Papageno-Effekts“, sagt Felsenstein. Der funktioniert wie eine Art umgekehrter Werther-Effekt – der ja besagt, die mediale Berichterstattung über Suizide führe zu Nachahmun-

BRIEF AUS ...

Der Held und seine Hilfe



Vladi war immer noch verstört. „Du hast alles richtig gemacht“, versuchte ich ihn zu beruhigen. Er hatte Erste Hilfe geleistet und die Feuerwehr gerufen. Doch es war schon zu spät.

Es war einer dieser heißen Sommertage. Ein Beamter der Kriminalpolizei rief an: „Ich muss Ihnen eine traurige Mitteilung machen. Auf den Kirchenstufen ist soeben ein Mann verstorben. Eine schlanke Person mit Rastalocken, 40 bis 50 Jahre alt. Wir versuchen, seine Identität zu klären, da er keine Papiere bei sich trägt. Könnten Sie uns helfen?“

Die Beschreibung passte zu einem Gast aus unserer Essensausgabe für Arme und Bedürftige. Wenn er morgens seine Habseligkeiten zusammenräumte und wir uns trafen, grüßte er freundlich und wünschte mir Segen für den Tag: „God bless!“ Sollte er es sein, der da vor

der Kirche verstorben war?

Am nächsten Tag brannte eine rote Grabkerze an der Stelle. Daneben lagen Blumen. Eine Mitarbeiterin des

Küchenteams erzählte, dass sie in der Kirche ein Gebet für den Verstorbenen gesprochen haben. Dass er sich vermutlich zum Sterben auf die Kirchenstufen gelegt habe. Eine andere Mitarbeiterin seufzte: „Wie furchtbar. So ganz allein!“ Da widersprach Vladi: „Nein, ich war bei ihm. Ich habe ihm noch Wasser gegeben. Ich glaube, das Wasser hat ihm geholfen!“ Oder das Nicht-Alleinsein? Der Mann ist zwar gestorben – aber er ist nicht würdelos krepirt. Im Küchenteam ist Vladi ein bisschen ein Held.

// LISSY EICHERT UAC
PASTORALREFERENTIN IN BERLIN



Botschaften wie diese kann auf dem Internetportal **mutpost.de** jeder Mensch lesen.

Ich persönlich glaube an Gott, der die Menschen liebt, und Gott liebt auch dich.

Ich kann dir versichern, dass wieder andere Zeiten kommen. Bessere.

Die Welt ist ein besserer Ort mit dir. Ich glaube daran, du auch?

gen. Der Papageno-Effekt bedeutet: Wenn ein Mensch liest oder hört, wie ein anderer es aus der Depression herausgeschafft und seine Suizidalität überwunden hat, dann motiviert ihn das. „Ganz nach dem Motto“, sagt Felsenstein, „wenn andere das schaffen, dann schaffe ich das auch.“

Doch Mutpost ist keine Rettung in akuten Krisen. Das sagt auch Marco Krille. Für ihn füllt das Portal eine Lücke zwischen Psychotherapie und Notfalldiensten: „Es geht nicht um schnelle Antworten und Soforthilfen, sondern darum, zu erkennen, dass man gar nicht so allein ist, wie man sich vielleicht in dem Moment fühlt.“ Die Nachrichten auf der Seite sollen über einen langen Zeitraum Hoffnung geben. Auch Krille schreibt dort. Er will anderen zeigen, dass man den Mut zum Leben wiederfinden kann – auch in dunkelsten Momenten. Seine Botschaften beendet er immer mit denselben Worten: „Ich sende dir ganz viel Kraft und Durchhaltevermögen.“ Lesen und reden, sagt Krille, könne Leben retten.

Das bestätigt Felsenstein. Sie erzählt, dass täglich etwa 360 Menschen „Mutpost“ besuchten. Mehr als 1100 Botschaften sind für das Portal bereits geschrieben worden. Spannend findet sie, dass die Zugriffszahlen der Website zeigen: Gerade in den Morgenstunden lesen viele Besucher die mutmachenden Briefe. „Ich finde das schön“, sagt Felsenstein. „Es ist, als kämen die Menschen auf die Seite und holten sich früh am Morgen ein bisschen Mut für den ganzen Tag.“ Einmal habe das Team von „Mutpost“ eine ganz besondere Rückmeldung erhalten. Das Lesen der Briefe, schrieb jemand, habe ihn vor dem Tod bewahrt.

ZUR PERSON

Marco Krille bewirbt „Mutpost“ in den sozialen Netzwerken. Seine Botschaften auf dem Portal beendet er immer mit denselben Worten: „Ich sende dir ganz viel Kraft und Durchhaltevermögen.“



Leben – ein Leben lang

Seelsorger begleiten Menschen im **Stationären Hospiz**. Ein Stationäres Hospiz ist da, wenn Menschen mit einer **unheilbaren Erkrankung** in einer Klinik nicht mehr behandelt werden können. Im Hospiz St. Elias in Ludwigshafen kümmert sich ein **multiprofessionelles Team** um die zu 97 Prozent onkologischen Patienten.

Dorothee Becker

Im Zimmer ist es still geworden. Nur Atemzüge sind noch zu hören. Schwer und tief. Atemzüge einer Sterbenden. Pfarrer Ralf Metz hält das kleine Fläschchen Öl in der Hand. Mit der geweihten Essenz zeichnet er der Bewohnerin im Stationären Hospiz St. Elias ein Kreuz auf Stirn und Hände. Die Krankensalbung. Seit mehreren Wochen begleitet der hauptamtliche Seelsorger des Ludwigshafener St. Marien- und St. Annastifts Krankenhauses die Krebspatientin im nebenanliegenden Hospiz. Er arbeitet ehrenamtlich hier. Lange hat der Priester der Patientin mit der unheilbaren Erkrankung zugehört. Ihre Erinnerungen an schöne und schwere Stunden geteilt. Alte Wunden, ein wenig, verbunden. „Meine Uhr läuft ab“, hat die Hospizbewohnerin zuletzt gesagt. Auch das Unsagbare hält der Seelsorger mit aus.

Musik klingt vom Flur zu den acht gemütlich mit Sitzecke und TV eingerichteten Einzelzimmern. Zwischen Küche und Andachtsraum spielt ein Gast Klavier. Andere Bewohner sitzen im Wohnzimmer zusammen. Es wird viel gelacht. Eine

Pflegerin bringt einer Patientin einen Eiskaffee. Lachen und Weinen sind hier nah beieinander. Wie Leben und Tod. Doch der Leitsatz „Leben... ein Leben lang“ wird im wahrsten Sinn des Wortes gelebt.

Ab Aufnahme beginnt Biografiearbeit: Das Team aus Palliativpflegern, Therapeuten und Sozialarbeitern versucht die Patienten kennenzulernen, um ihre Bedürfnisse und Wünsche bestmöglich erfüllen zu können. Methoden sind zum Beispiel biografische Gespräche, Genogramme über das Familiensystem oder das Betrachten vertrauter Gegenstände wie Fotos. Für ihre Angehörigen können Hospizgäste kleine Bücher mit Erinnerungen oder Lebensweisheiten gestalten. Auch „gelebte Biografiearbeit“ geschieht im Hospiz: etwa bei der Geburtstagsfeier eines jungen Patienten mit Musik, Tanz und Buffet oder dem 40. Hochzeitstag eines Paares im Pavillon im

Garten. Davon erzählt die Palliativpflegerin und Mentorin für Biografiearbeit, Susanne Ringeisen aus Ludwigshafen. „Das Wesen eines Menschen will im letzten Lebensweg gesehen und gewürdigt werden“, beschreibt die Mitarbeiterin von St. Elias, die im April in Rente gegangen ist, ein Charakteristikum von Biografiearbeit im Hospiz.

In der Sitzecke eines Einzelzimmers sitzt Einrichtungsleiter Rolf Kieninger mit einem 33-jährigen Gast. Der Sozialarbeiter ist im Gespräch mit dem jungen Krebspatienten. Nicht gelebtes Leben ist hier Thema. Die letzten und schwersten Dinge sind im Hospiz tagtäglich präsent: Angst vor Schmerzen und Sterben. Ungeklärte Themen, die aufbrechen. Oder die Frage „Wie lange habe ich noch zu leben?“

„Herr, gib mir Kraft!“ Vor einer schweren Situation spricht Pfarrer Metz manchmal ein Stoßgebet. Trotzdem erfüllt den Priester die Seelsorge im Hospiz. Kirchenzugehörigkeit spielt dabei

meistens keine Rolle. Vielmehr geht es um Menschsein bis zum letzten Atemzug und darüber hinaus: Lossprechen von Schuldgefühlen, Fragen nach einem Dasein nach dem Tod, die Berührung der Krankensalbung, die dem Patienten wohltut. Sterben ist niemals leicht. Und der Tod bleibt ein großes Geheimnis. Doch „eine Biografie endet nicht vorher, dieser letzte Weg ist ein Teil des Ganzen“, formuliert Biografiementorin Ringeisen. Eine Bewohnerin spielt eine leise Melodie auf dem Klavier. Die Tür eines Einzelzimmers schließt sich. Hospizseelsorger sind oftmals einfach da. Auch dann noch, wenn das Sagbare verstummt und das Unsagbare beginnt.

*»Wie lange habe ich
noch zu leben?«*

STATIONÄRE HILFE

Zur Ökumenischen Hospizhilfe Pfalz/Saarpfalz gehören sechs Stationäre Hospize. Das Hospiz St. Elias in Ludwigshafen wird von der St. Dominikus Krankenhaus und Jugendhilfe gGmbH getragen. Weitere Infos unter: www.hospiz-elias.de.





Die Hand halten, da sein bis zuletzt – darum geht es den Hospizbegleitern.



Foto: Dorothee Becker

Einrichtungsleiter Rolf Kieninger
mit Pfarrer Ralf Metz

Wertvoll bis zum letzten Atemzug

Ambulante Hospizbegleiter besuchen schwerkranke Menschen an ihrem aktuellen Aufenthaltsort.

Die ehrenamtliche Hospizbegleiterin Cäcilia Weis aus Landau besucht Sterbende im Krankenhaus, Seniorenheim oder Zuhause. Manchmal erlebt sie den tiefen Glauben Schwerkranker an ein Leben nach dem Tod. Studien belegen: Spiritualität kann helfen, den letzten Lebensweg zu bewältigen.

Cäcilia Weis kommt schnell an die Essenz: Was Menschen bedrückt, erfährt die ambulante Hospizbegleiterin, indem sie achtsam zuhört. Auf der Palliativstation im Bad Bergzabender Krankenhaus etwa erzählte ihr eine Patientin in zweieinhalb Stunden ihr ganzes Leben. „Der Frau hat es gut getan“, erinnert sich die Ehrenamtliche des Ambulanten Hospizentrums Südpfalz. Doch: Das Zuhören koste auch unendlich viel Kraft. Woher die Religionslehrerin in Rente die nimmt? „Ich weiß es nicht. Ich bekomme die Kraft geschenkt.“ Vieles, was Schwerkranke nicht mehr aussprechen können,

spürt die 73-Jährige: Zum Beispiel, ob sie die Hand eines Patienten halten darf. Empathie schwingt in ihrer Stimme mit, als sie das Ziel ihres Ehrenamts formuliert: „Der Sterbende soll fühlen, dass er wertvoll ist bis zum letzten Atemzug.“

Nicht oft begegnet der seit sieben Jahren in der Hospizbegleitung Aktiven ein Schwer-



Foto: Dorothee Becker

Hospizbegleiterin Cäcilia Weis legt das Sterbekreuz in die Mitte des Seminarraums.

kranker, der vom Glauben an ein Leben nach dem Tod erfüllt ist. Studien wie zum Beispiel „Qualitative Interviews mit Hospizbegleitern“ an der Universität Graz belegen, dass Spiritualität und Religiosität ein wichtiges Bedürfnis gerade am Lebensende sind. Wenn andere Lebenssäulen, etwa Körper und Geist, zerbrechlich werden, kann die spirituelle Säule „Sinn und Werte“ immer noch stützen. Spiritualität im Sinn einer Verbindung zu dem, was im Tiefsten trägt, kann helfen, Angst vor dem Sterben zu lindern oder mit dem Unausweichlichen Frieden zu schließen.

Zweimal die Woche widmet sich Weis ihren Begleitungen. Eine Krebspatientin betreut sie seit fünf Jahren. Mit Spazierengehen, Kaffeetrinken, Gesprächen. „Ich stehe immer nebendran. Auch in großer Verzweiflung“, versichert die Katholikin. „Wunscherfüller“, werden die 75 ehrenamt-

lichen Begleiter vom Ambulanten Hospizzentrum Südpfalz auch genannt. 250 Menschen haben sie 2025 begleitet. „Die Tätigkeit ist unglaublich bereichernd“, sagt Weis. Und leiser: „Auch als Vorbereitung auf mein eigenes Lebensende.“

Offenheit im Umgang mit dem Tabu-Thema Tod kann helfen, beispielsweise den Abschied zu bewältigen. An ein Beispiel erinnert sich die Referentin für Hospizseelsorge im Bistum Speyer, Marie-Christin Mayer. „Sollen wir die Kinder mit einbeziehen?“, fragte eine Familie, als der Großvater im Sterben lag. Ja! Fiel die Entscheidung aus. So lagen die Enkelkinder beim Opa mit im Bett und konnten Abschied nehmen. „Die Familie erlebte die Offenheit im Umgang

mit dem Tod als hilfreich“, resümiert die Hospizreferentin.

Offenheit angesichts der Unwiderbringlichkeit des Todes ist für den Palliativpsychologen Jan Gramm ein wichtiges Schlüsselwort. „Ungeklärte Themen noch anzusprechen, kann erleichtern“, beschreibt der Gründer des Instituts für Palliativpsychologie im hessischen Friedberg. Eine positive Beobachtung hat Gramm übrigens gemacht: „Die meisten Menschen blicken mit Dankbarkeit oder Akzeptanz auf ihr Leben zurück.“

Auch der Psychologe weiß um die positive Wirkung einer spirituellen Haltung Schwerkranker: Hat ein Mensch ein Gebet wie den Rosenkranz stark verinnerlicht, kann ihn das Beten auf dem Krankenbett stabilisie-

ren. Cäcilia Weis hat das erlebt. Manchmal sieht sie ein Strahlen auf dem Gesicht eines Sterbenden, wenn sie ein Marienlied singt. Und wenn die Hospizbegleiterin einem Menschen das kleine Sterbekreuz in die Hand legt, vertraut sie fest darauf: Auch Gott hält den Sterbenden in seiner Hand.

AMBULANTE HOSPIZDIENSTE

Zur Ökumenischen Hospizhilfe Pfalz/Saarpfalz zählen 15 Ambulante Hospizdienste. In Landau gibt es auch einen Kinder- und Jugendhospizdienst. Weitere Infos unter: www.oekumenische-hospizhilfe-pfalz-saarpfalz.de.

Dem Schreibfluss des Lebens folgen

Biografiearbeit unterstützt, Krisen zu bewältigen.

Biografiearbeit ersetzt keine Psychotherapie, kann aber ergänzend wirken. Sie kann helfen, Krisen wie Tod und Trauer besser zu bewältigen, heilsam aufs Leben zurückzuschauen und zukünftiges Leben zu gestalten. Die ausgebildete Biografietrainerin Isabell Funk aus Rödersheim-Gronau hat mittels biografischen Arbeitens zum Beispiel persönliche Trauerprozesse bewältigt. In ihrer Naturheilpraxis bietet sie Biografiearbeit für Einzelne und Gruppen an.

„Meine Uroma sagte immer: In sieben Jahren ist alles anders!“ Isabell Funks Augen leuchten, als sie sich erinnert. Ihre Urgroßmutter, die viel geackert und zwei Weltkriege erlebt hatte, war sehr weise. Sie wusste aus eigener Erfahrung um die Gesetzmäßigkeiten der sogenannten „Jahrsiebe“. Hinweise auf Lebensentwicklungsschritte alle sieben Jahre findet man schon beim griechischen Staatsmann und Dichter Solon im 6. Jahrhundert vor Christus. Heute schreibt und lehrt Funk selbst biografisch, mithilfe des Wissens um die Aufgaben der jeweiligen Lebensphasen.

Für die gelernte Physiotherapeutin und Heilpraktikerin war ihre Urgroßmutter ein Vorbild für gelungene Biografiearbeit: „Sie hat viel erzählt, hat ihr Leben aufgearbeitet. Darum ist sie ganz im Reinen mit sich gestorben. Durch sie habe ich erfahren, dass der Tod voller Trost sein kann!“ Ihre persönliche Trauerarbeit über den Tod ihrer Urgroßmut-



Die eigene Leben zu verschriftlichen, kann beim Abschiednehmen helfen.

ter erlebte die Biografietrainerin so als „sehr leicht“. Kurz darauf starb der Großvater, ihre wichtigste Bezugsperson. „Sein Tod hat mich aus den Schuhen gehauen“, beschreibt die 41-Jährige. Fragen über Fragen überschlugen sich: „Wie kann ich trauern? Darf ich überhaupt trauern?“ Die Krise war die Geburtsstunde ihrer persönlichen Biografiearbeit. Und damit der Verarbeitung von Tod und Trauer.

„Ich bin traurig. Wenn ein Mensch geht, ist das schwer zu fassen. Aber er geht. Weil seine Erdenzeit abgelaufen ist“, schrieb die

Pfälzerin vor rund zwanzig Jahren. Im Laufe der Zeit entstanden Texte und Gemälde, die ihr halfen, den Verlust zu überwinden. „Mit jedem Fallen, das ich beobachte, kommt der Winter näher. Der Sommer war schön. Doch natürlich weiß ich, dass man ihn nicht festhalten kann. Er geht. So wie alles im Leben geht.“ Am Beispiel der Natur, die blüht, verwelkt, kahl wird – um im Frühling wieder Früchte zu bringen, verstand und verarbeitete Funk im Schreibfluss den Kreislauf des Lebens. Mit dem Unausweichlichen: Sterben, Tod und Trauer. Gegen Ende ihres Trauerpro-

zesses formulierte die Heilpraktikerin: „Ich bin immer noch traurig, nur weniger. Weil mich das Leben lehrt, dankbar zu sein. Weil mich der Tod lehrt, dankbar zu sein.“

Wer Biografiearbeit betreibt, kann persönliche Entwicklungsaufgaben besser bewältigen. Oder sogar nachholen. Der Blick mit der kreativen Brille auf die eigene Lebensgeschichte kann helfen, sich selbst besser zu verstehen und die Persönlichkeit zu entwickeln. Isabell Funk ist überzeugt von der positiven Wirkung des biografischen Arbeitens. „Mit einer entwickelten Persönlichkeit lässt sich leichter leben, sterben und trauern. Ich konnte Menschen helfen, die in ausweglosen

Situationen steckten“, berichtet die beim Verein „Lebensmutig“ ausgebildete Lehrtrainerin für Biografiearbeit. Zum Handwerkszeug zählt neben dem Schreiben auch Collagen erstellen, Lebenslinien zeichnen oder einen Erinnerungskoffer packen.

Ein guter Zeitpunkt fürs kreative Beschäftigen mit der eigenen Geschichte ist prinzipiell jederzeit. Ob jung, ob alt. Krank oder gesund. Vielleicht könnten dann aus persönlichen Sternstunden biografische Werke entstehen?

Weitere Infos unter: www.naturheilpraxis-funk.de oder unter: www.lebensmutig.de.



Foto: Isabel Funk

Physiotherapeutin und Heilpraktikerin
Isabell Funk.

Wie im Ernstfall handeln?

Wie im Ernstfall handeln? Infos zu Vorsorgevollmacht, Betreuungsverfügung und Patientenverfügung gibt es in der Broschüre „Christliche Patientenvorsorge“

Die Handreichung „Christliche Patientenvorsorge“ der Deutschen Bischofskonferenz und des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland bietet Infos über Handlungsoptionen in schwerster Krankheit und Sterben. Kurse in „Letzter Hilfe“, die Basiswissen in Sterbebegleitung vermitteln, gibt es bei Einrichtungen der Ökumenischen Hospizhilfe Pfalz/Saarpfalz, etwa dem Hospiz St. Elias in Ludwigshafen oder dem Ambulanten Hospizzentrum Südpfalz.

Die „Christliche Patientenvorsorge“ erklärt die Begriffe „Vorsorgevollmacht, Betreuungsverfügung, Patientenverfügung und Behandlungswünsche“. Die Autoren geben konkrete Empfehlungen für den Ernstfall. Mit einer Vorsorgevollmacht bestellt der Betroffene selbst eine Vertrauensperson zum Bevollmächtigten, also zu seinem Vertreter im Ernstfall. Der Bevollmächtigte handelt dann in seinem Auftrag.

Mit der Betreuungsverfügung bittet der Betroffene ein Betreuungsgericht, eine von ihm selbst vorgeschlagene Vertrauensperson zu seinem Vertreter – dem sogenannten Betreuer – zu bestellen. Das Gericht hat dem Vorschlag Folge zu leisten. Das Gericht bestimmt, für welche Aufgabenkreise der rechtliche Betreuer zuständig ist.

Eine Patientenverfügung kann man selbst im Vorhinein verfassen, um in bestimmte ärztliche Maßnahmen, die in Zukunft aus ärztlicher Sicht erforderlich

werden mögen, einzuwilligen oder diese zu untersagen. Konkrete Behandlungswünsche über Art, Umfang und Dauer sowie die Umstände der Behandlung können geäußert werden. Diese Behandlungswünsche sind dann verbindliche Richtschnur für die Vertrauensperson. Sie hat die Wünsche gegenüber Ärzten und Pflegepersonal durchzusetzen.

»Verbindliche Richtschnur«

Die Autoren empfehlen vier Handlungsoptionen:

Vorsorgevollmachten mit Betreuungsverfügung erstellen: „Wir empfehlen, Ihre Vertrauensperson in einer Vorsorgevollmacht zum Bevollmächtigten zu ernennen. Es ist sinnvoll, Ihre Vertrauensperson zusätzlich mittels einer Betreuungsverfügung als Betreuer vorzuschlagen. So stellen Sie sicher, dass Ihre Vertrauensperson stets in allen Angelegenheiten für Sie handeln kann.“

Eine Betreuungsverfügung allein ausstellen: „Statt Ihre Vertrauensperson zu bevollmächtigen, können Sie sie auch mit einer Betreuungsverfügung als Betreuer vorschlagen. Sie kann dann allerdings erst für Sie handeln, wenn das Gericht sie zum Betreuer bestellt.“

Vorsorgevollmachten und/oder Betreu-

ungsverfügung verbunden mit Patientenverfügung oder Behandlungswünschen: „Zusätzlich zur Bevollmächtigung einer Person Ihres Vertrauens oder zum Vorschlag eines Betreuers können Sie über Ihre künftige Behandlung vorab durch eine Patientenverfügung entscheiden oder Behandlungswünsche festlegen. Dadurch wird gewährleistet, dass im Falle Ihrer Entscheidungsunfähigkeit eine Person Ihres Vertrauens zusammen mit dem behandelnden Arzt Ihre Patientenverfügung und Ihre Behandlungswünsche prüft und ihnen Geltung verschafft.“

Patientenverfügung und Behandlungswünsche allein: „Wenn Sie keiner Ihnen bekannten Person die Verantwortung für weitere Entscheidungen in Ihrem Krankheitsfall in Form einer Vorsorgevollmacht bzw. Betreuungsverfügung übertragen möchten, dann ist es sinnvoll, zumindest eine Patientenverfügung oder Ihre Wünsche für die künftige Behandlung zu verfassen. So wird dafür Sorge getragen, dass im Ernstfall nach Ihren Vorstellungen gehandelt wird, selbst wenn der behandelnde Arzt Sie und Ihre Vorstellungen nicht persönlich kennt.“

PATIENTENVORSORGE

Die Handreichung „Christliche Patientenvorsorge“ steht zum Download zur Verfügung unter: www.dbk-shop.de.

Kurse zu Letzter Hilfe gibt es unter: www.hospiz-elias/bildungswerk/letzte-hilfe.de.

Wir-sind-Kirche-Bewegung blickt in die Zukunft

NEUSTADT „Wie können wir den Reformprozess der Kirche weiter unterstützen?“ war das Thema der diesjährigen „Wir-sind-Kirche-Bewegung“ der Diözese Speyer. Sie gehört einer weltweiten Bewegung an, die aus einem Kirchenvolksbegehren im Jahr 1995 entstanden ist. Die Initiative fordert von der Kirche grundlegende Erneuerungen. Die fünf Kernpunkte sind: eine geschwisterliche Kirche ohne steile Hierarchien, die vollständige Gleichberechtigung von Männern und Frauen, die Abschaffung des Zölibats für Priester, eine positive Bewertung der Sexualität und Frohbotschaft statt Drohbotschaft – also Ermutigung statt Härte und Strenge.

Dafür hat sich auch die Diözesangruppe Speyer eingesetzt. Doch in den letzten Jahren machte sich Stagnation breit. Fast 30 Jahre lang gab es regelmäßige Frühjahr- und Herbsttreffen. Doch das Frühjahrstreffen 2025 wurde mangels Teilnehmern abgesagt, zum Herbsttreffen wurde gar nicht erst eingeladen.

So war die drängendste Frage beim diesjährigen Treffen, an dem 15 Personen teilnahmen: Soll die Gruppe überhaupt weitermachen und wenn ja, wie? Elf Teilnehmer sprachen sich fürs Weitermachen aus, vier enthielten sich der Stimme. Künftig sollen alle Teilnehmer des Treffens, nicht nur das Sprecherteam, als Rat an Entscheidungen mitwirken. Für diese Entscheidungen muss der Rat nicht immer persönlich zusammenkommen. Zu den nächsten großen Treffen der „Wir-sind-Kirche-Bewegung“ sollen auch Sympathisanten eingeladen werden. Allerdings wird das noch nicht in diesem Herbst sein.

Darüber hinaus wurde beschlossen, dass sich die Diözesanbewegung stärker durch öffentliche Stellungnahmen bemerkbar machen muss. Ein Fazit der Gruppe: „Wenn wir die augenblickliche Stagnation überwinden wollen, dann müssen wir uns darum bemühen, örtliche Gruppen zu schaffen, die sich mehr oder weniger regelmäßig treffen, um über Reformen in der Kirche zu diskutieren und lokale Aktionen durchzuführen.“ (PIL)

Ende eines Glockenturms

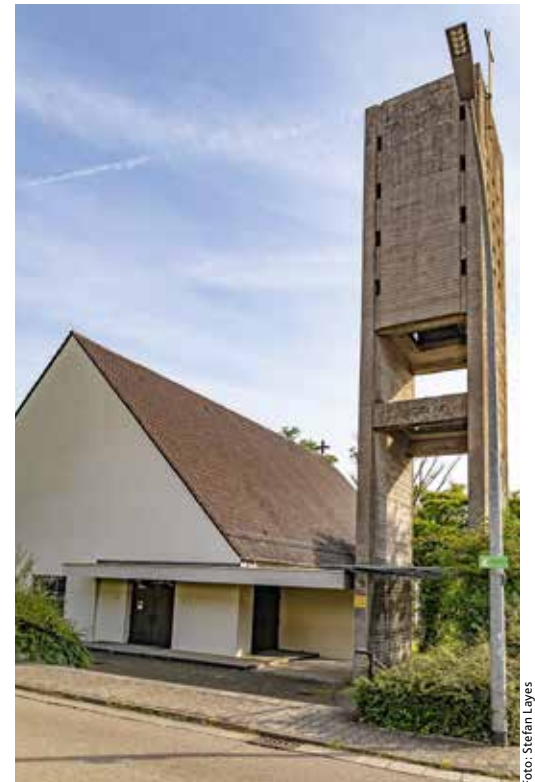
Was soll man mit einem **Glockenturm ohne Glocken** machen, wenn er beginnt zu bröckeln? Die Gemeinde **St. Josef in Steinwenden** musste eine schwere Entscheidung treffen.

Knapp 60 Jahre flankierte er die Kirche St. Josef in Steinwenden. Doch seiner eigentlichen Aufgabe konnte der Glockenturm nie nachkommen: Er verfügte nie über ein Geläut. Jetzt wurde er abgerissen.

Die Kirche wurde 1966/67 nach Plänen der Kaiserslauterer Architekten Paul und Hans Klostermann erbaut. Die Errichtung des Glockenturms erfolgte erst danach in Form eines Campanile, also eines freistehenden Turms wenige Meter neben dem Kirchenschiff. Doch diesen Turm ereilte ein ungewöhnliches Schicksal: Er wurde nie mit Glocken ausgestattet. „Wahrscheinlich, weil sich kein Förderverein gegründet hat und die entsprechenden finanziellen Mittel fehlten“, sagt Stefan Layes. Er ist Vorsitzender des Gemeindefachausschusses der Pfarrei Heiliger Wendelinus Ramstein-Miesenbach, Mitglied des Verwaltungsrats und zuständig für die Öffentlichkeitsarbeit der Verbandsgemeinde Ramstein-Miesenbach.

Im angesagten Stil der 1960er Jahre wurde der Turm aus Beton erbaut. Am Material nagte im Laufe der Jahrzehnte der Zahn der Zeit. Der Beton wurde zunehmend marode und begann an mehreren Stellen zu bröckeln. Ein Schutznetz musste schließlich für die notwendige Sicherheit sorgen. Doch das konnte kein Zustand auf Dauer sein. Die Verantwortlichen in der Gemeinde mussten daher eine grundlegende Entscheidung treffen: Sollte der Turm saniert oder doch abgerissen werden? Da der Turm funktionslos war, entschieden sich sowohl der Gemeindefachausschuss als auch der Verwaltungsrat der Pfarrei Heiliger Wendelinus, zu der die Gemeinde St. Josef in Steinwenden gehört, gegen eine Sanierung und für den Abriss, erklärt Layes.

Im April begannen die Arbeiten, mit denen die Firma Korz Baggerbetrieb GmbH aus Enkenbach-Alsenborn beauftragt war. Mitten in einem Wohngebiet ist der Abriss eines Kirchturms keine einfache Aufgabe.



Auf diesem Bild ist der Glockenturm der Kirche St. Josef in Steinwenden noch zu sehen. Inzwischen wurde er Stück für Stück abgetragen.

Dem rund 20 Meter hohen Turm ging es deshalb Stück für Stück an den Kragen. Er wurde von oben nach unten in Einzelteile zersägt. Diese wurden per Kran entfernt, aufgeladen und abtransportiert. Nach rund zwei Wochen war der Rückbau des Kirchturms abgeschlossen.

Die Substanz des Turms bleibt jedoch erhalten, wird allerdings in anderer Form genutzt. Entsprechend aufbereitet wird der Beton als Recycling-Schotter beim Straßenbau eingesetzt – das weltliche Ende eines sakralen Bauwerks, dessen ursprüngliche Bestimmung nie verwirklicht wurde.

// FRIEDERIKE JUNG

Sozialplan bei der Caritas

Der Caritasverband für die Diözese Speyer wird in seiner Zentrale 14 Mitarbeitern **betriebsbedingt kündigen**. Für die **Betroffenen** wurde jetzt ein Sozialplan vorgestellt.

Hintergrund ist die wirtschaftliche Sanierung des Verbandes, die auch eine Anpassung der Verwaltungsstrukturen erforderlich macht.

Ein Sonderdarlehen des Bistums Speyer in Höhe von insgesamt elf Millionen Euro hat dazu beigetragen, die Handlungsfähigkeit des Verbandes zu sichern. „Mit der finanziellen Unterstützung ist zugleich die Verpflichtung verbunden, unsere Einrichtungen wie auch die Verwaltungsstrukturen wirtschaftlich tragfähig aufzustellen“, erläutert die Diözesan-Caritasdirektorin und Vorstandsvorsitzende Barbara Aßmann.

Personelle Ausstattung nicht dauerhaft finanzierbar

Die Grundlage für die Neuausrichtung ist eine Tätigkeitsstrukturanalyse, die der Vorstand gemeinsam mit der Unternehmensberatung TMC Turnaround Management Consult durchgeführt hat. „Die Analyse hat gezeigt, dass die bisherige personelle Ausstattung der Zentrale dauerhaft nicht mehr finanzierbar ist. Die Zahl der Stellen wird deshalb von bisher 215 auf künftig 153 reduziert“, erklärt Aßmann. Dies entspricht einer Verringerung des Beschäftigungsumfangs um 45,3 Vollzeitstellen.

Den daraus resultierenden reduzierten Personalbedarf habe der Vorstand in intensiven Gesprächen mit der Mitarbeitervertretung (MAV) beraten und erläutert. Gemeinsam haben sich der Vorstand und die MAV auf die notwendige Personalreduktion sowie auf die Ausgestaltung eines Sozialplans geeinigt.

Durch natürliche Fluktuation schon 48 Stellen eingespart

„Die Gespräche mit der Mitarbeitendenvertretung waren konstruktiv und von großer Wertschätzung geprägt. In unseren gemeinsamen Sitzungen haben wir intensiv um tragfähige Lösungen gerungen und stets die Auswirkungen auf die betroffenen Mitarbeitenden im Blick behalten“, sagt Aßmann. Ein zentrales Anliegen der Verhandlungen sei es gewesen, soziale Härten möglichst zu vermeiden.

Aßmann erläutert weiter: „Bereits seit rund ein- einhalb Jahren haben wir die natürliche Fluktuation genutzt, um den Personalabbau sozialverträglich zu gestalten. Freiwerdende Stellen aufgrund von Renteneintritten, Eigenkündigungen oder auslaufenden befristeten Beschäftigungsverhältnissen haben wir nicht nachbesetzt.“ Auch Altersteilzeitregelungen und



Foto: Hubert Mathes / Pilger-Archiv

Elternzeiten wirken sich auf die Reduzierung des Personalbestandes aus.

„Dadurch konnte die Zahl der tatsächlich abzubauen- den Stellen deutlich verringert werden. Von den ursprünglich 62 zu reduzierenden Stellen verbleiben aktuell noch 14 Stellen, für die betriebsbedingte Kündigungen ausgesprochen werden müssen“, erklärt Maar. Mit allen betroffenen Mitarbeitenden führe der Vorstand persönliche Gespräche. „Unser Ziel ist es, individuelle Perspektiven zu entwickeln und Unterstützung beim beruflichen Neustart anzubieten.“ Wo immer möglich, werden alternative Beschäftigungsmöglichkeiten innerhalb des Caritasverbandes angeboten.

Darüber hinaus stehe der Vorstand mit kirchlichen Rechtsträgern in Verbindung, die offene Stellen zu besetzen haben. Der Verband unterstütze die betroffenen Mitarbeitenden aktiv bei der Suche nach neuen beruflichen Perspektiven. „Zusätzlich wurden bereits andere Arbeitgeber kontaktiert und um die Mitteilung offener Stellen gebeten“, sagt Aßmann. „Die betroffenen Mitarbeitenden haben engagierte und wertvolle Arbeit geleistet. Deshalb war es uns wichtig, gemeinsam mit der MAV alle Möglichkeiten auszuschöpfen, um den Betroffenen Perspektiven zu eröffnen“, betont sie.

//MELANIE MÜLLER VON KLINGSPOR, DIÖZESAN-CARITASVERBAND / DER PILGER

In der Zentrale des Caritasverbandes sollen mehr als 60 Stellen wegfallen.

ZUR SACHE

Die vielfältigen Angebote des Caritasverbandes sind von den Maßnahmen unberührt. Die Einrichtungen und Dienste in den Bereichen Altenhilfe, Eingliederungshilfe, Wohnungslosenhilfe, Kinder- und Jugendhilfe sowie die Caritas-Zentren setzen ihre Arbeit fort.

Glaube und Verantwortung

Die neue Geschäftsführerin der St. Dominikus Stiftung will das Werk der Dominikanerinnen mit wirtschaftlichem Sachverstand und christlichen Werten in die Zukunft führen.

Als Cristina de Silió die Stellenausschreibung der St. Dominikus Stiftung las, fühlte sie sich sofort angesprochen. Die gebürtige Madrilénin ist katholisch, lebt seit vielen Jahren mit ihrer Familie in Deutschland und sagt: „Der Glaube spielt für mich eine wichtige Rolle.“ Ebenso wichtig war für sie aber der Auftrag der Stiftung: Bildung, Gesundheit und Jugendhilfe – Arbeitsfelder, „in denen der Mensch mit seinen Bedürfnissen und Nöten im Vordergrund steht“. Seit Januar 2026 ist die Betriebswirtin Geschäftsführerin der Stiftung.

Der Weg dorthin verlief nicht geradlinig. Nach ihrem BWL-Studium arbeitete De Silió viele Jahre in Marketing und Vertrieb in der Industrie. Neben ihrer Arbeit engagierte sie sich ehrenamtlich in ihrer Kirchengemeinde in Weinheim, wo sie Verantwortung im Pfarrgemeinderat übernahm. Auch nach dem Umzug nach Frankfurt bringt sie sich in die Kirchengemeinde ein. Ein prägendes Erlebnis wurde für sie eine große Fundraising-Aktion für krebskranke Kinder, die sie als Präsidentin eines Serviceclubs mitverantwortete. Deutschlandweit kam dabei ein sechstelliger Betrag zusammen. „Das hat mich nicht mehr losgelassen“, sagt sie. Danach bildete sie sich im Bereich Fundraising und Corporate Social Responsibility weiter und wechselte in den Non-Profit-Bereich.

Wenn Cristina de Silió nicht arbeitet, ist sie gerne in der Natur unterwegs, geht wandern oder besucht Ausstellungen und Konzerte. „Die Begeisterung für die Kultur habe ich schon als Kind kennengelernt.“ Sie reist gerne, besonders in Städte, die sie am liebsten zu Fuß erkundet – auch Speyer. Den Dom und die Wege am Rhein schätzt sie ebenso wie die kleinen Gassen der Altstadt. „Ich laufe manchmal bewusst neue Wege, damit ich etwas Neues entdecke.“

In Speyer hat de Silió nun die Geschäftsführung einer Stiftung übernommen, deren Wurzeln mehr als 170 Jahre zurückreichen. Das Institut St. Dominikus wurde 1852 von Bischof Nikolaus von Weis als „Institut der Armen Schulschwestern“ gegründet, mit dem Ziel, armen Mädchen eine schulische



Die neue Geschäftsführerin der St. Dominikus Stiftung: Cristina De Silió.

Bildung zu ermöglichen. Aus der Bildungsarbeit der Dominikanerinnen entstanden im Laufe der Jahrzehnte weitere Einrichtungen in den Bereichen Gesundheit, Jugendhilfe und Hospizarbeit. „Die Schwestern haben auf die Not und Probleme der Bevölkerung reagiert“, erklärt de Silió. „Durch ihre Arbeit haben sie unglaublich viele Aufgaben übernommen.“

Eine Entscheidung mit Weitblick

Als sich abzeichnete, dass der Nachwuchs im Orden immer mehr ausblieb, trafen die Schwestern vorausschauend eine weitreichende Entscheidung. 2003 gründeten sie die St. Dominikus Stiftung und schufen zugleich zwei gemeinnützige Gesellschaften: die Gemeinnützige St. Dominikus Schulen GmbH sowie die St. Dominikus Krankenhaus und Jugendhilfe gGmbH. Sie führen heute das operative Geschäft der Einrichtungen. Die Stiftung selbst versteht sich als Dach der beiden Gesellschaften und trägt die Verantwortung dafür, den Auftrag und die Werte der Ordensgemeinschaft dauerhaft zu sichern. „Die Stiftung trägt das über 170-jährige Wirken der Dominikanerinnen in die Zukunft – mit demselben

Auftrag, aber neuen Strukturen“, sagt de Silió. Zwölf Einrichtungen an den Standorten Speyer, Ludwigshafen, Landstuhl, Silz und St. Ingbert gehören zur Stiftung: sieben Schulen, ein Krankenhaus, ein Medizinisches Versorgungszentrum, zwei Jugendhilfeeinrichtungen sowie der Hospizbereich. Rund 1 800 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter arbeiten dort unter dem Leitgedanken „Unser Engagement – der Mensch“.

Die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen seien anspruchsvoll, sagt de Silió. Sinkende Kirchenbeiträge, geringere Zuschüsse und der Druck im Gesundheitswesen stellten kirchliche Träger vor große Herausforderungen. Gleichzeitig sei der Bedarf an den Angeboten der Stiftung ungebrochen. Ihr Ziel sei es, die Einrichtungen langfristig zu sichern und die Stiftung als verlässliche, zeitgemäße und gesellschaftlich relevante Institution weiterzuentwickeln. Dass ihr das gelingen kann, davon ist sie überzeugt – nicht zuletzt wegen der Menschen, denen sie in den ersten Monaten begegnet ist. Die Wertschätzung der Schwestern und der Mitarbeitenden habe sie beeindruckt. „Das ist gelebter Glaube“, sagt sie.

// CHRISTINE KRAUS

„Freiheit beginnt, wo die Sucht endet“

Alex Cunow ist trockener Alkoholiker und **hilft** anderen beim „**Kreuzbund**“, ihre Sucht zu überwinden. Für sein **Engagement** erhielt der Mann aus Hagenbach den **Verdienstorden** des Landes Rheinland-Pfalz.

Alex Cunow trinkt seit 37 Jahren keinen Tropfen Alkohol mehr. Über einen langen Zeitraum hinweg gehörte er zu den Menschen, die in Lebenskrisen ein ungesundes Ventil für Stress und Angst suchen und finden. Dies schafft neue Probleme und bringt Scham mit sich. Statt Herausforderungen anzugehen, zieht eine Sucht die Betroffenen immer tiefer in eine Abwärtsspirale.

Mit einer Selbsthilfegruppe und Therapie konnte Alex Cunow seine Abhängigkeit überwinden. Doch nicht nur das: Als Vorsitzender der katholischen Sucht- und Selbsthilfeorganisation Kreuzbund im Bistum Speyer hat er es sich zur Aufgabe gemacht, Menschen mit einem ähnlichen Schicksal zu unterstützen. Für dieses Engagement bekam er in diesem Jahr die Verdienstmedaille des Landes Rheinland-Pfalz verliehen. Für den Hagenbacher ist dieses Engagement selbstverständlich. „Ich bin froh, wenn ich nur einen Teil zurückgeben kann von dem, was der Kreuzbund mir gegeben hat“, verrät er.

Vermeintlicher Problemlöser Alkohol

Cunow griff als junger Erwachsener vermehrt zum Alkohol. Er war das erste Mal verheiratet, hatte bereits einen kleinen Sohn und arbeitete als Schreiner in Schichtarbeit. In der Ehe gab es Probleme. „Es war das Einfachste, Alkohol zu trinken, um das zu vergessen“, blickt Cunow heute zurück. Der Ursprung dafür, dass es für ihn problematisch war, auf anderem Wege mit negativen Gefühlen umzugehen, lag bereits in seiner Kindheit. Der Hagenbacher war fünf Jahre alt, als sein Vater starb. Ein männliches Vorbild, Probleme anzusprechen und Gefühle zu verarbeiten, fehlte ihm.

Seine erste Ehefrau lernte er bereits zu Schulzeiten kennen. Cunow suchte in seiner

eigenen kleinen Familie den Halt, den er aus seiner eigenen Kindheit nicht kannte. Sein Sohn aus erster Ehe ist heute 46 Jahre alt. Er ahnte als Kind nicht, dass sein Vater jahrelang gegen eine Sucht ankämpfte.

„Es wird einfacher, wenn man darüber redet“

1989, im Alter von 30 Jahren, fasste Alex Cunow den Entschluss, mit dem Trinken aufzuhören. Er zog von zu Hause aus. Noch im selben Jahr trat er in den Kreuzbund ein. „Am Anfang fühlte sich der Gedanke, nicht mehr trinken zu können, sehr erdrückend an“, erinnert er sich. Doch in der Gruppe fand er den Halt, den es braucht, um von der Flasche loszukommen. „Es wird einfacher, wenn man darüber redet, und leichter, sich zu öffnen“, weiß der heute 67-Jährige aus Erfahrung. Durch die Treffen wird den Mitgliedern bewusst, mit wie vielen anderen Menschen sie ihr Problem teilen.

Zusätzlich begab sich Alex Cunow in Therapie und besuchte eine Suchtklinik. Seit 37 Jahren ist er nun trockener Alkoholiker. Nachdem er die Sucht hinter sich gelassen hatte, wechselte er seinen kompletten Freundeskreis. Heute ist er ein zweites Mal verheiratet und hat einen weiteren Sohn. Als Mitglied des Kreuzbunds e.V. leitet Alex Cunow inzwischen selbst verschiedene Selbsthilfegruppen. Er möchte anderen weitergeben, dass ein glückliches Leben ohne Alkohol möglich ist. „Freiheit beginnt da, wo die Sucht aufhört“, ist der Hagenbacher überzeugt.

Der Kreuzbund ist ein Fachverband des Deutschen Caritasverbandes. Informationen zur Gruppierung in der Diözese Speyer gibt es auf der Website www.kreuzbund-speyer.de

// JENNIFER REUTTER/CARITAS-
VERBAND FÜR DIE DIÖZESE SPEYER



Das lange ehrenamtliche Engagement von Alex Cunow wurde mit der Verdienstmedaille des Landes Rheinland-Pfalz gewürdigt.

Foto: Caritasverband Speyer

Waldgottesdienste am Totenkopf

ST. MARTIN Den nächsten Waldgottesdienst am 26. Juli bei der Hütte des Pfälzerwaldvereins am Totenkopf bei St. Martin feiert Pater Gerd Hemken vom Herz-Jesu-Kloster Neustadt. Die musikalische Gestaltung übernehmen die Spiritual-Singers mit Bruno Kühn. Pfarrer Peter Nirmaier aus Maikammer zelebriert die Heilige Messe am 2. August, musikalisch umrahmt von der Band „21plus“. Die Leitung des letzten Waldgottesdienstes am 9. August übernimmt Pater Vinzenz Ganter aus Neustadt, musikalisch begleitet von Bruno Kühn. Die Gottesdienste, die jeweils um 11 Uhr beginnen, finden bei jedem Wetter statt. Teilnehmer werden gebeten, Sitzgelegenheiten mitzubringen.

Studentinnen bringen „Steine zum sprechen“

SPEYER/. Vom 1. bis zum 16. August erwartet die Besucher des Speyerer Doms ein besonderes Angebot: Studentinnen aus verschiedenen europäischen Ländern bieten kostenlos und spontan Domführungen in ihrer jeweiligen Muttersprache an. Sie sind damit Teil eines Programms der ökumenischen Organisation ARC, welche für interreligiöse und interkulturelle Verständigung eintritt. In diesem Jahr kommen die Teilnehmerinnen aus Belgien, England, Spanien und Deutschland. Am Dom wollen sie, gemäß dem Motto von ARC, „Steine zum Sprechen bringen“. Ziel ist es, in der Begegnung mit den Besuchern die spirituellen und historischen Dimensionen der beinahe 1 000-jährigen romanischen Kathedrale erlebbar zu machen. Das Speyerer Domkapitel beteiligt sich seit 1988 an dem Projekt und übernimmt seither die Kosten für Kost und Logis in der Domstadt. Die Führungen sind kostenfrei, Spenden zugunsten von ARC sind willkommen. Das Angebot besteht täglich außer mittwochs, jeweils von 10 bis 12:30 Uhr und 14:30 bis 17:30 Uhr, sonntags nach der Messe ab ca. 11:30 Uhr. Besucher können ohne Voranmeldung je nach Verfügbarkeit die Begleitung in Anspruch nehmen.



Foto: Kita St. Georg Münchweiler

Es herrschte oben gute Laune, unten gute Laune, einfach überall gute Laune, so sangen Kita- und Hortkinder bei ihrem Auftritt am Jubiläumsfest.

100 Jahre für Kinder

Mit Familien, Freunden und Wegbegleitern feierte die katholische Kindertagesstätte St. Georg in Münchweiler ihr 100-jähriges Bestehen und blickt auf eine lange Tradition zurück.

Viele örtliche Vereine haben dazu beigetragen, das Jubiläumsfest der Kita St. Georg zu einem unvergesslichen Erlebnis zu machen. Nach dem Festgottesdienst und Grußworten boten Kita- und Hortkinder, Turnverein, Hundesportverein und der Südwestpfälzer Kinderchor ein buntes Programm. Für Musik sorgten Blaskapellen. Für die kleinen und großen Besucher gab es Mitmachaktionen, eine Tombola, eine Fotoausstellung und eine Candybar.

Die Wurzeln der heutigen Kindertagesstätte liegen wie in so vielen Orten der Region im örtlichen St. Elisabethenverein, den Pfarrer Jakob Lauer 1922 gründete. Der Verein sollte eine geordnete Krankenpflege durch ausgebildete Schwestern, eine Betreuung für noch nicht schulpflichtige Kinder sowie Koch- und Handarbeitsunterricht für Mädchen ermöglichen.

1925 und 1926 kamen sieben Schwestern aus Speyer nach Münchweiler. Für den Kindergarten mietete der St. Elisabethenverein einen leerstehenden Fabrikraum, in dem sich Schwester Amalia um die Kinder kümmern konnte. Dieses Provisorium wurde wenige Jahre später durch einen Neubau mit zwei Kindersälen, einem Handarbeitssaal, einem Nähsaal, einer Küche und Wohnungen für die Schwestern

ersetzt. Die älteren Münchweiler Bürger können sich noch gut an Schwester Luzina erinnern, die den Kindergarten von 1935 bis 1967 prägte und bis zu 140 Kinder allein betreute.

Der 16. November 1944 war ein schwarzer Tag für den Elisabethenverein. Amerikanische Bomber legten das Gebäude in Schutt und Asche, 13 Menschen starben, darunter auch zwei Schwestern. Nach dem Krieg kam der Kindergarten vier Jahre lang provisorisch in einer Holzbaracke unter, bevor der Wiederaufbau begann. Am 1. August 1949 konnten die Schwestern zurückkehren. 1951 wurde das Gebäude erweitert.

Mit dem neuen Kindertagesgesetz Ende der 1960er Jahre übernahmen ausgebildete pädagogische Fachkräfte nach und nach die Aufgaben der Ordensschwestern. Die Gruppen wurden kleiner, der Kindergarten platzte aus allen Nähten. Die Gemeinde entschied sich für eine Sanierung und Erweiterung des 1949 in Betrieb genommenen Gebäudes. 1985 wurde das neue Pfarrheim mit dem Kindergarten im Erdgeschoss eingeweiht. Heute werden dort 78 Kinder im Alter von einem bis zehn Jahren von zehn pädagogischen Fachkräften betreut.

// CHRISTINE KRAUS/PILGER



Foto: Jannik Linden

Vorbildlich: Die Homburger Gymnasiasten sind im Saarland die fleißigsten Radler.

Homburger Gymnasiasten vorn

HOMBURG Spitze sind die Gymnasiasten des Homburger Johanneums beim Stadtradeln, einem Sonderwettbewerb der bundesweiten Aktion „Stadtradeln“: Zum sechsten Mal in Folge belegten sie Platz eins im Saarland. In 5 555 Einzelfahrten haben 386 Mitglieder 48 822 Kilometer erradelt – ein Drittel der in Homburg zurückgelegten Stadtradel-Strecke. Radmobilität ihrer Schüler fördert die anerkannte Biosphärenschule im Biosphärenreservat Bliesgau – davon zeugen rund 300 Fahrräder, die täglich vor der Schule stehen.

Von 23 Unterteams, die gegeneinander antraten, hat die Klasse „5a Komodos“ mit 5 066 die meisten Kilometer gesammelt. Stark vertreten waren auch das Lehrerteam „LehrRadler“ mit 4 27,5 Kilometern und ein engagiertes Elternteam.

Team-Captain Jannik Linden führte etliche Radtouren, und auch die Kooperation mit dem Förderverein Afrikaprojekt Dr. Schales e.V. spornte die Schulgemeinschaft an: 48 Fahrräder – eines für je 1 000 Kilometer – spendet der Verein Schulkindern in Simbabwe.

Die Hochstraße Süd verbindet wieder

LUDWIGSHAFEN Auf der Lebensader pulsiert wieder Verkehr: Die Ludwigshafener Hochstraße Süd ist nach sieben Jahren Sperrung und knapp drei Jahren Bauzeit wiedereröffnet worden. „Wir geben der Stadt ein Stück Normalität zurück“, freute sich Oberbürgermeister Prof. Dr. Klaus Blettner, der mit seinem Mannheimer Kollegen Christian Specht, Bundesverkehrsminister Patrick Schnieder und dessen Bruder, Ministerpräsident Gordon Schnieder, gekommen war.

Die für die Metropolregion Rhein-Neckar wichtige Verkehrsverbindung segneten Dekan Dominik Geiger und Antoine Kardinal Kambanda, Erzbischof von Kigali in Ruanda, der zur Feier der 40-jährigen Partnerschaft der Pfarrei Heilige Katharina von Siena mit Rwankuba in Ludwigshafen weilte.

Kernstück der Straße ist die neue Brücke über den Rhein nach Mannheim: 520 Meter lang und 21 Meter breit ersetzt das 28 000 Tonnen schwere Bauwerk die „Pilzhochstraße“, die 2020 wegen Einsturzgefahr abgerissen werden musste.



Foto: Dr. Anette Konrad

Kardinal Antoine Kambanda, Erzbischof von Kigali in Ruanda, segnet die neue Straße, unterstützt von Dekan Dominik Geiger.



Foto: Gerson Hoffmann

3 500 Euro spendet der Lionsclub Ludwigshafen Kurpfalz für das Winterhilfe-Mittagessen.

Die Löwen sorgen vor für den Winter

LUDWIGSHAFEN Gemeinschaft und gute Gespräche sind die Beilage zur warmen Mahlzeit beim Winterhilfe-Mittagessen des Caritas-Zentrums Ludwigshafen und der Pfarrei Heilige Petrus und Paulus.

Diese Einrichtung unterstützt der Lions Club Ludwigshafen-Kurpfalz mit einer Spende von 3 500 Euro, die Präsident Jan Vönhöne an Claudia Möller-Mahnke, Referentin für Gemeinde-Caritas, und Gemeindefereferentin Simone Hartner von der Pfarrei Heilige Petrus und Paulus überreicht hat – mit Überraschungseffekt: Der Spendenbetrag fehlte zunächst auf dem symbolischen Scheck.

Zum frisch zubereiteten Winterhilfe-Mittagessen mit regionalen Produkten im Prälat-Walzer-Haus in der Wredestraße kommen ab Ende November 130 bis 150 Gäste, die an Tischen von Ehrenamtlichen, teils selbst bedürftig, bedient werden. Das Motto der Lions Clubs „We serve“ – wir dienen – passt perfekt dazu. Er sammelt bei Benefizaktionen wie den Konzerten in Schlösschen und Park Limburgerhof Spenden.

Kindheit kehrt wieder

Es war einmal ein Mann, der wollte **Menschen mit Demenz** ein Stück Erinnerung wiederschenken. So zog er aus, um das **Märchenerzählen** zu lehren.

Sie wecken Erinnerungen an die Kindheit, die klassischen Märchen, allen voran jene der Brüder Grimm. Auch bei Menschen, die ihre Erinnerungen weitgehend verloren haben: Seniorinnen und Senioren mit einer Demenzerkrankung.

Sie profitieren von einem Projekt im Caritas-Altenzentrum St. Barbara in St. Ingbert, wo der Schauspieler und Erzähler Phillip Sponbiel sechs Mitarbeiterinnen zu Märchenvorleserinnen ausbildet. Dass Märchenlesen gelernt sein will, haben vier Vorlesestunden im Seniorenheim gezeigt. „Es kommt nicht oft vor, dass 25 Bewohner eine Stunde zusammensitzen und es so ruhig ist, dass man eine Stecknadel fallen hören könnte“, sagt Sponbiel, der nun an zwei Tagen das Vorlesen lehrt – in Theorie und Praxis. Die Idee dazu kam von der AOK, und ihre Wirksamkeit belegt eine rund zehn Jahre alte Studie, die Märchen eine positive Wirkung auf Menschen mit Demenz bescheinigt.

Meistens geht es glücklich aus

„Früher gab es keine anderen Geschichten“, sagt der Märchenerzähler von der Märchenland GmbH mit Sitz in Berlin, die bundesweit Schulungen anbietet. Zudem seien Märchen meist positiv besetzt und endeten oft glücklich. Mehr noch: Viele Märchen erzählen vom Familienzusammenhalt, den Senioren in ihrer Kindheit selbst erlebt haben, als der Alltag von Arbeit geprägt war und es noch kein Fernsehen gab. Saß die Familie abends zusammen, wurde vorgelesen und erzählt. „Märchen stehen bei den Bewohnern also auch für Zusammenhalt und ein Sicherheitsgefühl. Das ist wahnsinnig wichtig“, betont Sponbiel.

Gefühl ist für ihn das Wichtigste beim Vorlesen: Wechsel zwischen schnellem und langsamem Lesen, Pausen – auch längere –, variierende Stimmfarbe und Lautstärke, aber vor allem die Mimik hätten gro-



Foto: Paul H. Kreiner

ßen Einfluss darauf, wie ein Märchen aufgenommen werde. Sein finsterner Blick, wenn er die böse Königin in „Schneewittchen und die sieben Zwerge“ zum Leben erweckt, wird hörbar, wenn er von ihr erzählt.

Für Sponbiel sind Märchen nicht nur etwas für Kinder – und weit mehr als nur schöne Geschichten. Sie enthalten, so betont er, viel Symbolik. So wie „Brüderchen und Schwesterchen“, das Lieblingsmärchen des professionellen Erzählers: Die Geschwister, die vor der bösen Stiefmutter in den Wald fliehen. Das Wasser aus einem verzauberten Brunnen, das Brüderchen in ein Reh verwandelt. Schwesterchen, das ihn liebevoll beschützt und später einen König heiratet, der die Stiefmutter bestrafen lässt und Brüderchen seine menschliche Gestalt wiederschenkt.

Manche Wörter sind tabu

Die oft grausame Urfassung der Märchen vorzulesen – davon rät Phillip Sponbiel allerdings ab: „Die Brüder Grimm haben das schon sehr entschärft“, betont er. Im Original von Aschenputtel etwa würden beiden Schwestern die Augen ausgepickt. Zudem empfiehlt er, Märchen vor dem Vorlesen auf Wörter zu prüfen, die negative Erinnerungen hervorrufen. „Wir haben hier ein Publikum, das den Krieg miterlebt hat“, betont er. Und schließlich solle ein Märchen immer gut ausgehen: „Und wenn sie nicht gestorben sind...“ – das sei es, was die Zuhörer hören wollten.

ZUR SACHE

Die AOK finanziert das Projekt, Mitarbeiterinnen des Caritas-Altenzentrums St. Barbara in St. Ingbert zu Märchenerzählerinnen auszubilden. Sie hatte die Caritas 2025 auf die Idee aufmerksam gemacht, die seit Frühjahr 2026 von der Märchenland GmbH in Berlin umgesetzt wird.



Offensichtlich viel Freude macht den Mitarbeiterinnen der Caritas St. Barbara der Unterricht mit Phillip Sponbiel.

// PAUL H. KREINER/PILGER

Taufvögelchen

Eine neue Tradition in **Waldsee**: Täuflinge bekommen einen blauen oder roten **Vogel aus Glas** zur **Erinnerung an ihre Taufe**.

Der kleine Oskar schläft. Die Taufe war aufregend für ihn. Daran wird er sich später kaum erinnern, denn er ist noch zu klein. Doch neben den Fotos und der Taufurkunde wird ihn später einmal ein kleiner blauer Vogel aus Glas an den Tag seiner Taufe erinnern. Der Gemeindevorstand St. Martin Waldsee schenkt seit diesem Jahr jedem Täufling einen Glasvogel. Das Geschenk soll die Erinnerung an diesen besonderen Tag bewahren.

Die Idee dazu hatte Gemeindevorstandsmitglied Gudrun Fuhrmann, die eine ähnliche Tradition in einer anderen Gemeinde kennengelernt hatte. Bei einer Hobbykünstlerausstellung traf sie zudem einen Glaskünstler aus Hessen, der bunte Glasanhänger in Form von stilisierten Vögeln anbot und bereit war, eine größere Anzahl für die Waldseer Täuflinge anzufertigen.

Seit diesem Frühjahr dürfen Eltern oder Geschwister des Täuflings einen Vogel aussuchen und den Namen sowie das Taufdatum mit einem weißen Lackstift auf den Flügel schreiben. Nach der Taufe wird das Vögelchen an einen Ständer neben dem Taufstein gehängt. Inzwischen ist dort schon eine kleine Vogelschar zusammengekommen.

Die Vögel aller in einem Jahr getauften Kinder bleiben bis zum Beginn des kommenden Jahres hängen und stehen stellvertretend für die neu getauften Kinder der Gemeinde. Im neuen Jahr werden alle



Gudrun Fuhrmann (li.) hängt das Taufvögelchen für den frisch getauften Oskar auf.

Familien noch einmal zu einem Taufenfest eingeladen. Dort bekommen sie die Taufvögel überreicht und dürfen sie mit nach Hause nehmen.

Die Mitglieder des Gemeindevorstands möchten mit dieser neuen Tradition die Freude über den Zuwachs an jungen Gemeindegliedern zum Ausdruck bringen und die jungen Familien herzlich in der Gemeinschaft willkommen heißen. Sie hoffen, dass sich die Familien in der Gemeinde wohlfühlen und würden sich freuen, wenn

diese ihre Talente einbringen und zu einem lebendigen Gemeindeleben beitragen.

Um diese neue Tradition finanzieren zu können, hat der Gemeindevorstand die Bewirtung bei Veranstaltungen übernommen und vom Erlös die Taufvögel sowie den Ständer gekauft. Inzwischen haben auch andere Gemeinden der Pfarrei Heiliger Christophorus, zu der Waldsee gehört, die Idee der Taufvögelchen übernommen.

// CHRISTINE KRAUS/PILGER

— ANZEIGEN —

GILLICH
Pumpentechnik

die Beratung, der Service und die Qualität machen den Unterschied!

Pumpen · Schwimmbecken · Teichtechnik
Beregnung · Regenwassernutzung · Zubehör

Hans-Böckler-Str. 63a · 67454 Haßloch
Tel. 06324/80474 · Fax 06324/980848

Bücher, Bibeln restauriert Buchbinderei Müller, 76829 LD-Nußdorf, Kirchstraße 49 ☎ 06341/63658

Schärfen Sie Ihren Blick

brillenhammer
augenoptik · kontaktlinsen

Landau, Speyer (2x),
Germersheim, Herxheim, Kandel

HIER
könnte Ihre Anzeige stehen!

Rufen Sie uns an:
Frau Rottmann:
06232/3183-78

Beilagenhinweis: Unserer heutigen Ausgabe liegen Beilagen von Walbusch und Gieswein bei.

Termine

Eine halbe Stunde mit Gott

WALDSEE, 19. JULI, 19 UHR

Einmal im Monat klingt in der Pfarrei Heiliger Christophorus in der Kirche St. Martin Waldsee das Wochenende mit Gesängen aus Taizé, Gebeten und Schrifttexten aus.

Konzert mit einer Premiere

LANDAU, 18. JULI, 19.30 UHR

Ein besonderes Konzerterlebnis erwartet die Besucher in der Marienkirche Landau: Die Schola Cantorum of Oxford musiziert gemeinsam mit dem Raschèr Saxophone Quartet unter der Leitung von Steven Grahl. Auf dem Programm steht unter anderem die europäische Erstaufführung von „A Spider's Tapestry“ der britischen Kompo-

nistin Cheryl Frances-Hoad. Der Eintritt erfolgt gegen Spende. Informationen unter Telefon 06341/968980, E-Mail: pfarramt.LD.Mariae-Himmelfahrt@bistum-speyer.de

Spirituelle Wanderung

EDENKOBEN, 18. JULI, 10.30 BIS 14 UHR

Die spirituelle Wanderung verbindet Bewegung in der Natur mit Momenten der Stille und Besinnung. Unterwegs laden Impulse dazu ein, die Landschaft mit allen Sinnen wahrzunehmen und den eigenen Gedanken Raum zu geben. Ein kleiner Imbiss gehört ebenfalls zum gemeinsamen Tagesprogramm. Die Wanderung richtet sich an Menschen, die Naturerlebnis und Spiritualität miteinander verbinden möchten. Die

Teilnahme kostet 40 Euro. Informationen und Anmeldung: Telefon 0162/8264961 oder E-Mail: andrea.knecht@gmx.de

Prozession und Kräuterweihe

FRANKENTHAL-STUDERNHEIM, 14./15. AUGUST

Am Vorabend von Mariä Himmelfahrt wird in der Kirche St. Georg um 18 Uhr Vorabendmesse gefeiert. Anschließend führt eine Prozession zur Marienkapelle, wo die Kräuter geweiht werden. Das Fest klingt mit einem Umtrunk neben dem Kapellchen aus. Am Festtag selbst wird um 10 Uhr ein Festgottesdienst in St. Dreifaltigkeit mit Kräuterweihe gefeiert.

nannten es Laurentiusbrot, angelehnt an die Legende des heiligen Laurentius, der im 3. Jahrhundert Brot an die Armen verschenkte.

Das machen die Herxheimer heute noch so. Um 9.30 Uhr wird ein festliches Hochamt mit Chor und Orchester gefeiert und anschließend das Brot geweiht. Um 12 Uhr wird ein mit Brot beladener Wagen an die Ortsgrenze gefahren, wo die Bewohner der umliegenden Orte sich schon auf die Verteilung der Brote freuen.



Foto: Pfarre Herxheim

Brotweihe Herxheim

360 Jahre Laurentiusbrotweihe

HERXHEIM, 16. AUGUST, 9.30 UHR

Im Jahr 1666 wütete die Pest in Herxheim. Zur Seuche kam der Hunger, denn wegen der Ansteckungsgefahr war der Ort unter Quarantäne gestellt, keiner durfte Herxheim verlassen und niemand durfte Nahrung zu den hungernden Menschen in den Ort bringen. In dieser schlimmen Notlage hatten die Nachbargemeinden im Norden und Nordosten, vor allem Ottersheim, Erbarmen. Die Bewohner stellten an der Banngrenze Körbe voller Brote und anderer Lebensmittel ab, wo die Herxheimer sie abholen konnten. Damit retteten sie vielen Herxheimern das Leben. Diese versprachen daraufhin, den hilfsbereiten Nachbarn jedes Jahr geweihtes Brot zu bringen. Sie

Auf den Spuren der heiligen Hildegard

BAD SOBERNHEIM, 15. AUGUST, 10 UHR

„Himmelwärts“ ist das Motto dieser Pilgerwanderung mit Beate Thome, die auf einem Teilstück des Hildegardswegs von Bad Sobernheim auf den Disibodenberg führt, wo die beliebte Heilige viele Jahre ihres Lebens verbrachte. Unterwegs laden Meditationstafeln zum Innehalten ein. In der Kloster ruine und dem Labyrinth lässt sich altes Heilwissen erleben und den Zusammenhang von Spiritualität und der eigenen Persönlichkeit entdecken. Die Teilnahme kostet 69 Euro. Um Anmeldung wird gebeten, Telefon 0151/21777406, E-Mail: info@fraudoktorwald.de

IMPRESSUM

Anschrift:

Peregrinus GmbH
Hasenpühlstraße 33,
67346 Speyer
Telefon: 06232-3183-0
Telefax: 06232-318399
E-Mail: info@pilger-speyer.de
Internet: www.pilger-speyer.de

Herausgeber:

Generalvikar der Diözese
Speyer Wirtschaftliche Be-
teilungsverhältnisse: Bistum
Speyer 100 %

Geschäftsführer:

Marco Fraleoni

Redaktion „der pilger“

Chefredakteur:

Matthias Bode (bd)

Redakteurinnen:

Petra Derst (pede),
Steffi Piening (sp)

Theologischer Berater:

Diplom-Theologe
Klaus Haarlammert (kh)
Telefon: 06232-318381
Telefax: 06232-318399
E-Mail: redaktion@pilger-speyer.de
Anschrift siehe Verlag

Anzeigenverwaltung

„der pilger“

Susanne Rottmann
Telefon: 06232-318378
Telefax: 06232-318399
E-Mail: anzeigen@pilger-
speyer.de

der pilger ist im Jahresabo zum Preis von 126 € erhältlich und beinhaltet sowohl Zeitungs- als auch Magazinausgaben. Der Einzelverkauf pro Magazin beträgt 6,90 € und pro Zeitung 3,90 €. Alle Preise sind inkl. MwSt. und Versand. Sofern Sie Artikel dieser Publikation in Ihren internen Pressespiegel übernehmen wollen, erhalten Sie die erforderlichen Rechte unter www.presse-monitor.de, PMG Presse-Monitor GmbH & Co. KG.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen. Abbestellung schriftlich, sechs Wochen im Voraus zum Quartalsende.

Bei Nichtlieferung ohne Verschulden des Verlages besteht kein Entschädigungsanspruch.

Nachrichtendienst: Katholische Nachrichten Agentur (KNA), epd (mitte-west), actionpress

Druck

Bonifatius GmbH,
Karl-Schurz-Str. 26,
33100 Paderborn
www.bonifatius.de

Erscheinungsweise: 14-täglich



KONPRESS
Konfessionelle Medien

Angeschlossen bei der IVW (Informationsgemeinschaft zur Feststellung der Verbreitung von Werbeträgern)
Mitglied der KONPRESS-Medien eG



Foto: Bete Thome

Das Labyrinth auf dem Disibodenberg

Begegnung: Nahrung für die Seele

HOMBURG, 8. AUGUST,
9.30 BIS 17 UHR

Unter dem Titel „Nahrung für die Seele“ lädt die Katholische Frauengemeinschaft Deutschlands (kfd) Frauen zu einem Begegnungstag mit Musik, Liedern und Tänzen ein. Gemeinsam soll der Frage nachgegangen werden, was der Seele guttut und wie neue Lebensfreude wachsen kann. Eingeladen sind Mitglieder der kfd ebenso wie Frauen, die die Gemeinschaft kennenlernen möchten. Die Teilnahme kostet zwischen 35 und 45 Euro. Informationen und Anmeldung: Telefon 06232/102328, E-Mail: kfd@bistum-speyer.de

Was ist typisch katholisch?

WALDFISCHBACH-BURGALBEN,
1. AUGUST, 9 BIS 17 UHR

Der Studientag „Typisch katholisch“ geht dieser Frage nach und nimmt Klischees über den katholischen Glauben in den Blick. Informative Impulse, Zeit für Austausch und Gespräch sowie Gebet und Gottesdienst prägen den Tag. Das Angebot richtet sich besonders an Menschen, die überlegen, katholisch zu werden oder erst seit Kurzem der katholischen Kirche angehören. Die Teilnahme kostet 20 Euro. Es besteht die Möglichkeit, das Mittagessen gemeinsam in einem Gasthaus auf eigene Kosten einzunehmen. Anmeldung unter Telefon 06333/923200 oder per E-Mail: info@maria-rosenberg.de

Christliche Meditationswoche

HEILSBACH, SCHÖNAU,
3. BIS 28. AUGUST

Das Herzensgebet gehört zu den ältesten christlichen Meditationsformen und reicht bis in die

frühe Kirche zurück. Während dieser Meditationswoche lernen die Teilnehmenden, zur Ruhe zu kommen, auf die innere Stille zu hören und offen wahrzunehmen, was sich im eigenen Leben zeigt. Die Tage bieten Zeit für Meditation, Einkehr und Erholung in der ruhigen Umgebung der Heilsbach in Schönau. Die Teilnahme kostet ab 550 Euro. Informationen und Anmeldung: Telefon: 06393/8020, E-Mail: info@dieheilsbach.de

Neues Leben braucht Gottes Segen

MARIENPFALZ, HERXHEIM,
22. AUGUST, 15.30 UHR

Mit der Segensfeier „Leben braucht Segen“ sind werdende Mütter und ihre Familien in die Marienpfalz eingeladen, ihr ungeborenes Kind von Anfang an unter den Schutz Gottes zu stellen. Die Schönstattbewegung möchte mit der Feier stärken, Mut machen und den werdenden Eltern Gottes Nähe und Begleitung zusprechen. Informationen und Anmeldung: Telefon 07276/5921, E-Mail: goetz.maria1@gmx.de

Treff für trauernde Menschen

OBERMOSCHEL, 29. JULI,
15 UHR

Das Trauercafé richtet sich an alle, die einen lieben Menschen verloren haben. Hier haben sie Zeit zum Reden, Zuhören und Erinnern. Nach einem geistlichen Impuls gibt es Kaffee und Kuchen. Um besser planen zu können, wird um Anmeldung gebeten, Telefon 06708/617670.

Café-Pause für junge Familien

NIEDERKIRCHEN, 31. JULI UND
14. AUGUST, 15.30 UHR

Ein Eltern-Kind-Nachmittag der Gemeinde Heiliger Michael für Familien mit Kindern von null bis etwa sechs Jahren. Im Mittelpunkt stehen Begegnung und gemeinsames Erleben. Für die Kinder gibt es Spielmaterial. Gemeinsam lernen sie die Kirche und die Gemeinde kennen – bei einem Besuch in der Kirche, beim Beten oder beim Erzählen von Gott. Anmeldung per SMS 0175/5188763 oder per E-Mail: wir-sind-eingeladen@web.de

— ANZEIGENSONDERVERÖFFENTLICHUNG / HELFER IN SCHWEREN STUNDEN —



67112 Mutterstadt
Pfalzring 6a gegenüber neuer Friedhof

(06234) 92 92 40

Internet: www.bestattungen-defren.de

Tag und Nacht dienstbereit



FRIES
BESTATTUNG & TRAUBEGLEITUNG

- seriöse Beratung
- Trauerschnelldruck
- preiswerte Leistungen
- Bestattungsvorsorge

Ludwigshafen: Alter Frankenthaler Weg 51 (Am Friedhof)
Frankenthal: Wormser Str. 62

- geprüfter Bestatter (HWK) - www.bestattungshaus-fries.de

Tag und Nacht
☎ 0621 - 688 680



Bestattungsinstitut
pleat Dieher

☎ 0621-55 30 55

Wir bieten Ihnen Erfahrung, Zuverlässigkeit, Sorgfalt und sachkundige Beratung bei Bestattungen aller Art.

Haßloch Richard Wagner-Straße 11
Ludwigshafen Maudacher Straße 24 und 241

seit 1872

FÜR MISSIONARE UND KATASTROPHENHILFE

Auf das Konto Bistum/Silbermöwe bei der LIGA-Bank, Filiale Speyer, IBAN: DE25 7509 0300 00000363 40, BIC: GENODEF1MO5, wurden an Spenden überwiesen:

- Für Schwester Miguela Keller (Kinder in Akwatia/Ghana): 26 Euro.
- Für Schwester Hildegard Weissbrodt in Angola: 15 Euro.
- Für Schwester Maria Anthonita in Tansania: 50 Euro.
- Für Carolina Mayer in Guatemala (Kinder- und Familienhilfe): 30 Euro; 50 Euro.
- Für Schwester Gundelinde Kunz in Bolivien: 75 Euro; 80 Euro.
- Für Schwester Aquila Ferber in Angola: 6 Euro.
- Für die Projekte der Nardini-Schwester in Südafrika: 30 Euro.
- Für Schwester Maria Drees in Chile: 15 Euro.
- Für Schwester Hugoline Deselaers in Surabaya (Indonesien): 50 Euro; 100 Euro; 260 Euro.
- Für Straßenkinder in Caruaru/Brazilien (Beate Kästle-Silva): 100 Euro; 100 Euro.
- Für Pater Luis Zambrano in Peru: 500 Euro.
- Für die Solidaritätsaktion der Familie Aperdanner in Bolivien: 5,11 Euro.
- Für Leprakranke in Togo (Bischof Isaak Gaglo): 59,50 Euro.
- Für Pater Sebastian Amato im Ostkongo: 40 Euro.
- Für Projekte des verstorbenen Pfarrers Anton Klug in Togo: 80 Euro.
- Für Bruder Karl Schaarschmidt in Kenia: 30 Euro.
- Für notleidende Kinder in der Sahelzone: 15 Euro.
- Für „Wo die Not am größten ist“: 200 Euro.

Spendenquittung

Bei Zuwendungen bis zu 300 Euro genügt dem Finanzamt in der Regel als Nachweis der Bareinzahlungsbeleg oder die Buchungsbestätigung eines Kreditinstituts (zum Beispiel Kontoauszug, PC-Ausdruck bei Online-Banking). Als Zahlungsempfänger bitte „Bistum Speyer/Silbermöwe“ angeben.



Foto: Dr. Anette Konrad

Festgottesdienst mit Weihbischof em. Otto Georgens und Kardinal Antoine Kambanda anlässlich der 40-jährigen Partnerschaft.

„Wir gehören zusammen“

Seit 40 Jahren besteht eine **Partnerschaft** zwischen der Pfarrei Heilige Katharina von Siena und der Pfarrei Rwankuba in **Ruanda**. Das ist mit einem **Festgottesdienst** in St. Michael in Ludwigshafen-Maudach gefeiert worden.

Der Gottesdienst wurde von Antoine Kardinal Kambanda, Erzbischof von Kigali, und Weihbischof em. Otto Georgens gefeiert. „Wir sind nicht nur Gebende, sondern auch Empfänger“, sagte Otto Georgens. Die Partnerschaft sei keine Einbahnstraße: „Wir gehören zusammen“, betonte er. Mit dem Festgottesdienst feiere die Pfarrei das, was aus kleinen Anfängen gewachsen ist. „Und wir gehen voll Vertrauen in die Zukunft“.

Kardinal Kambanda hob die Freundschaft und Brüderlichkeit hervor, die die Partnerschaft von Beginn an kennzeichne. „Wir sind zutiefst dankbar für die Liebe und wohlwollende Herzlichkeit, die Ihr uns gezeigt habt“, so der Kardinal.

Am Ende des Gottesdienstes, den Studierende aus Ruanda trommelnd und singend musikalisch gestalteten, blickte Marlene Schneider auf die 40 Jahre der Partnerschaft zurück. Seit 1982 gibt es die sogenannte Graswurzelpartnerschaft zwischen Rheinland-Pfalz und Ruanda, seit 1986 pflegt die Gemeinde St. Michael in Maudach eine Partnerschaft mit der ruandischen Gemeinde. „Rwankuba war damals eine Pfarrei auf vielen Hügeln, ohne asphaltierte Straßen und gezeichnet von großer Not und Elend“, erinnerte sich Schneider. Vor 25 Jahren hat Marlene Schneider den

Vorsitz des Förderkreises Rwankuba übernommen. Zahlreichen Menschen hat sie seitdem Ruanda, Rwankuba und das Engagement des Fördervereins nähergebracht. „Die Art der Partnerschaft ist etwas ganz Besonderes“, sagte sie. „Sie ist geprägt von persönlichen Begegnungen, basiert auf Vertrauen und auf Augenhöhe“.

Insgesamt flossen über 800 000 Euro Spenden in die Partnergemeinde. Davon wurden Milchkühe finanziert sowie Schul- und Krankenhausgebäude, Zisternen, eine Biogasanlage oder 36 neue Häuser nach einem Starkregen 2020. „Der Schwerpunkt des Engagements liegt auf Bildung und der beruflichen Ausbildung junger Menschen“, betonte Schneider. So hat mittlerweile auf ihre Vermittlung jede Schule in Rwankuba eine Partnerschule in Ludwigshafen.

Eine davon ist die IGS Gartenstadt, die alljährlich mit einem Ruanda-Lauf Spenden sammelt. Schulleiter Thomas Lück und Marcel Jurkat, Protokollchef der Stadt Ludwigshafen, überbrachten in ihren Grußworten Glückwünsche. Jurkat sprach in Vertretung des rheinland-pfälzischen Ministerpräsidenten und des Ludwigshafener Oberbürgermeisters.

// ANETTE KONRAD

Der Pilger gratuliert

Clausen

Isolde Reinhardt zum 81.

Donsieders

Albert Schnur zum 89.

Hatzenbühl

Marie Schneider zum 82.; Anneliese Werling zum 84.; Marianne Wilhelmy zum 82.; Luzia Reiß zum 88.; Adolf Sitter zum 87.

Hauenstsein

Vinzenz Reichert zum 87.

Herxheim

Anna Liebel zum 92.; Elisabeth Ehmer zum 88.; Erna Lechner zum 85.; Erna Gilb zum 83.; Adelheid Jochim zum 82.; Bernhard Weißmann zum 80.; Maria Teresa De Trane zum 83.; Elfride Faulstich zum 86.

Herxheim-Hayna

Helga Kitt zum 100.

Dora Trauth zum 84.; Ingrid Hery zum 84.; Renate Metz zum 89.; Renate Metz zum 88.

Herxheimweyher

Mechthilde Kern zum 92.

Impflingen

Mechthildis Harst zum 89.; Robert Lhote zum 94.; Christa Niekum zum 85.; Gabriele Blumenstock zum 85.

Insheim

Hermann Bernhart zum 81.; Karl Hof zum 80.; Christel Kästle zum 83.; Edmund Treiling zum 88.; Karla Treiling zum 85.

Knopp-Labach

Marliese Schneider zum 80.

Lambsheim

Gerda Helf zum 89.; Kurt Englert zum 88.; Heinrich Knoll zum 85.; Peter Beck zum 85.; Paul-Christian Lang zum 84.; Gerda Weiß zum 84.

Leimen

Erika Germann zum 85.; Ursula Sammel zum 84.

Ludwigshafen-Friesenheim

Karl Keiz zum 80.

Ludwigshafen-Maudach

Rosa Rosen zum 86.

Martinshöhe

Hildegard Hemmer zum 96.; Christina Schmidt zum 85.

Merzalben

Margareta Streb zum 87.; Willi Leininger zum 80.; Hilda Stobbe zum 85.; Adolf Härig zum 93.; Doris Wagner-Moser zum 80.; Erich Bahlinger zum 84.



Sommerzeit ist Urlaubszeit. Bei Sonne, Sand und Wasser lassen sich die Ferien genießen.

Münchweiler

Edith Ernst zum 90.; Günter Rothe zum 87.; Mathilde Büttner zum 96.; Günter Ernst zum 83.; Armin Engel zum 83.; Elisabeth Reichel zum 84.

Niederkirchen

Elisabeth Köppler zum 90.

Offenbach

Klaus Wittmer zum 82.; Waltraud Wisser zum 82.; Hildegard Gensheimer zum 86.; Gisela Bausbacher zum 88.; Elfriede Zinnkann zum 84.; Anna Zorzi zum 88.; Ursula Hilzendegen zum 83.; Anita Kneifeld zum 80.; Liesel Garrecht zum 84.; Guido Schweizer zum 83.

Rodalben

Helga Sudler zum 83.; Elisabeth Hoffmann zum 86.; Maria Matheis zum 93.; Gisela Vogt zum 82.; Karl-Heinz Ernst zum 87.; Eckhard Jäger zum 82.; Gerda Dully zum 88.; Helena Lutz zum 91.; Norbert Schumacher zum 92.; Udo Abel zum 85.

Saarbrücken-Ensheim

Anna Kipper zum 91.

Schifferstadt

Ingrid Maurer zum 87.; Hedwig Gauß zum 88.

Schmitshausen

Monika Faust zum 80.

Schopp

Gertrud Scharping zum 81.

Schweighofen

Elisabeth Fischer zum 87.; Werner Deubel zum 82.

Speyer

Schwester Maria Manuel Kuhn zum 85.; Schwester M.Confirmata Hüther zum 94.; Gerda Heger zum 93.

St. Martin

Rita Christmann zum 85.; Otto Schneider zum 88.

Weingarten

Helga Weis zum 85.

REDAKTIONELLER HINWEIS

Glückwünsche zu Geburtstagen (ab dem 80. Lebensjahr) und Ehejubiläen (50 Jahre und länger) werden unter Telefon 06232/318381 oder per E-Mail: redaktion@pilger-speyer.de gerne entgegengenommen. Aus datenschutzrechtlichen Gründen dürfen wir ausschließlich Glückwünsche veröffentlichen, die uns aus der Leserschaft beauftragt werden. Aus diesem Grund werden wir auch nur Ort, Name und Alter nennen.

Wir sind Christophorus

Den heiligen Christophorus kennt jeder, aber gewiss nicht so, wie ihn unser Bild zeigt: Ein Mensch von großer Gestalt, gekleidet wie ein römischer Soldat und – mit einem Hundekopf.

Er schaut nach oben rechts, offen und bereit, zu empfangen, was Jesus Christus ihm da aus dem Himmelssegment zuspricht. Tatsächlich zeigt diese russische Ikone aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, wie ihr Titel sagt, den *Christophóros Kynoképhalos*, den „hundeköpfigen“ Christophorus. Für uns ist dies mehr als fremd. Wir kennen Christophorus als den Riesen, der das Jesuskind als Allherr auf der Schulter über einen Fluss trägt, und die Legende dazu. Doch dies hier ist die ältere Tradition, die vor dem fünften Jahrhundert aufkam und bis heute in den Ostkirchen fortlebt, während die andere erst aus dem 13. Jahrhundert stammt.

Christusträger im Zeugnis

Ohnehin ist zweifelhaft, ob Christophorus „historisch“ ist, was bereits im Mittelalter umstritten war. In unserem Liturgischen Kalender steht zu seinem „nicht gebotenen“ Gedenktag am 24. Juli zwar „Heiliger Christophorus, Märtyrer in Kleinasien“, doch im maßgeblichen „Allgemeinen römischen Kalender“ wurde er gestrichen, weil es zu ihm „kaum historische Tatsachen“ gebe. Im Stundenbuch der Kirche heißt es, dass er „vielleicht“ um 250 bei der Christenverfolgung unter Kaiser Decius zu Tode kam, doch sei er „geschichtlich nicht mehr fassbar“. Jedoch könnte „Christophorus“ auch ein Ehrentitel für Märtyrer gewesen sein, der personifiziert wurde. Das griechische *martyrion* heißt „Zeugnis“, „Bekenntnis“. So sind Märtyrer, gleich wie sie starben, Zeugen und Bekenner ihrer Christuszugehörigkeit. Das aber ist das Merkmal von uns Christen: „Christophorus“ zu sein, „Christus-Träger“.

Nichts anderes steht im Grunde auch hinter der uralten Legende und der dazu gehörigen Ikone vom „hundeköpfigen“ Christophorus. Sie geht zurück auf den Mythos von einem wilden, blutrünstigen Volk von „Menschenfressern“, mit fellbewachsenen Körpern und Hundeköpfen, die sich auch

Vom heiligen Christophorus wissen wir wenig, nicht einmal, ob er „historisch“ ist. Doch **Legenden** erzählen von ihm, auch eine seltsame wie die, die diese Ikone zeigt.

Doch sie sagt, worauf es ankommt.



Foto: Museum des Rostower Kreml, Rostow

Der heilige Christophorus als Hundeköpfiger (Christophóros Kynoképhalos). Ikone aus Russland, aus dem 17. Jahrhundert.

wie Hunde verständigten. Einer von ihnen sei auf wunderbare Weise Jesus Christus begegnet, der ihn mit menschlichem Denken und Sprechen begabte. Dann habe er sich taufen lassen und den Namen Christophorus erhalten. Zunächst sei er noch kurze Zeit Soldat gewesen, dann aber habe er

sich aufgemacht, um im ganzen Land seinen Glauben zu bezeugen und das Evangelium zu verkünden. So habe er seinem Namen alle Ehre gemacht und Jesus Christus zu den Menschen

getragen: nicht auf der Schulter, sondern im Geist und im Herzen.

Da gewinnt diese Legende, auch die eigenartige Ikone, eine Bedeutung, die uns angeht: In unserer Taufe wurden wir zu „Christen“, zu „Christusträgern“ – mit Wirkung nach innen und außen. Zum einen tragen wir Jesus Christus in uns: Er ist in uns „eingezogen“, und wir leben mit ihm anders, wie es auch der Christophorus unserer Legende erfährt. Uns wurde das nicht bewusst, als wir als Säuglinge getauft wurden. Daher brauchen wir eine dauernde Erinnerung an das, was da in uns in Gang gesetzt wurde. Wir brauchen die regelmäßige „Tauferneuerung“, ein lebendiges „Taufbewusstsein“, indem wir uns gegenwärtig machen, was Jesus Christus in uns ist, was er von uns und mit uns will.

Christophorus, unser Taufname

Da beginnt dann das Andere, dass wir Jesus Christus in die „Welt“ tragen, zu den Menschen, wie auch der Christophorus in unserer Legende. Wir müssen unser „Christsein“ ausdrücken. Wie wir sind, wie wir mit, in und aus Jesus Christus leben, geben wir Zeugnis, und wenn dann noch nötig, auch mit Worten. So ist es tatsächlich müßig, zu fragen, ob Christophorus „historisch“ ist oder nicht. Wichtig ist, als „Christusträger“ – innen wie außen – zu leben, also Christophorus immer hier und jetzt zu sein. Schließlich ist „Christophorus“ unser erster Taufname, und dem müssen wir gerecht werden.

ZUR PERSON

Diplom-Theologe Klaus Haarlammert ist Ordinariatsrat i. R. und seit 1976 im Dienst der Diözese Speyer, unter anderem als Pilger-Chefredakteur. Er arbeitet auch in seinem Ruhestand weiterhin als Autor und theologischer Berater in der Redaktion mit.



Foto: der pilger

Wie ein Spiegel für uns

Die Geschichte vom **Seesturm** ist nicht so sehr diese spektakuläre Erzählung eines Abenteuers von damals. Mit ihr wird uns ein **Spiegel** vorgehalten, ob wir an Gott und an Jesus Christus glauben und wie fest und stark dieser **Glaube** ist, gerade auch in den Stürmen und Zweifeln unseres Lebens.

Hoffnungslos scheint dieses Boot dem Spiel von Stürmen und Wellen ausgeliefert zu sein. Dieses Tosen tönt geradezu herüber, mit den Schreien der Bootsleute, die um ihr Leben kämpfen oder schon aufgegeben haben. So dramatisch hat der niederländische Maler Rembrandt (1606 bis 1669) diesen Seesturm auf dem Ölbild von 1633 dargestellt, von dem die Evangelien nach Markus (4,35–41), Matthäus (8,23–27) und Lukas (8,22–25) erzählen. Ohne jede Vorwarnung hatte ein gewaltiger Wirbelsturm das Boot erfasst, mit dem die Jünger und Jesus auf dem See unterwegs waren. Die Jünger versuchten alles, die Katastrophe zu beherrschen, aber am Ende waren sie machtlos. Jesus aber schlief so tief und fest, dass sie ihn wecken mussten. Und dann tadelte er ihren mangelnden Glauben und gebot dem Sturm und den Wellen.

Angst und Zweifel

Tatsächlich können die Stürme von den Golan-Höhen in den See Genezareth stürzen, ihn zum tosenden Meer machen. So wie auf dem Bild wird es gewesen sein, mit dem einfachen Boot, das dem nicht gewachsen war. Am Bug wird es hoch geschleudert, an der Reling zerbricht das Geländer, Wassermassen schleudern auf das Vorderdeck. Mit aller Kraft versuchen einige Jünger, die Taue und die Segel zu halten, doch ein Segel ist schon zerfetzt, ein Tau gerissen. Das gleißende Licht verschärft dieses aussichtslose Ringen ums Überleben. Das Heck liegt im Dunkeln, wo die sind, die den Kampf aufgegeben haben: Der das Ruder hält, müht sich gar nicht mehr, Kurs zu halten, wohin auch, das Boot ist ohnehin lenkungslos. Einer schaut fassungslos auf das Inferno, einer sitzt in sich zusammengekauert da, ein anderer greift sich an den Kopf, einer ringt mit den Händen, und ein anderer, ganz vorne, muss sich übergeben.

Derweil hat Jesus im Heck des Bootes so fest geschlafen, dass er das schreckli-

che Unwetter, das Getöse, die Erschütterungen, das notvolle Schreien der Jünger nicht mitbekam. Zwei von ihnen wecken ihn jetzt, einer rüttelt an der Schulter, ein anderer fleht ihn mit ausgebreiteten Armen an: Herr, rette uns, wir gehen unter! Kümmert dich das denn gar nicht? Ihre ganze Angst steht in dem lauten Hilferuf und der bange Frage, in der ein Vorwurf nicht zu überhören ist. Sie hatten ja erlebt, wie kraftvoll Jesus aufgetreten war und lehrte wie einer, der göttliche Vollmacht hat. Und sie waren Zeugen seiner spektakulären Heilungen von Kranken, Besessenen und unheilbaren Aussätzigen. Sogar Tote hatte er auferweckt – und Sünden vergeben, was ja einzig und allein Gott kann.

Bitte um Glauben

Die Jünger mussten zumindest ahnen können, wer Jesus ist: Wenn er Aussätzige heilen, Tote erwecken, Sünden vergeben kann ... Diese Hoffnung klingt in dem Hilferuf durch, mitten im Seesturm, der ihr Leben kosten würde, aber auch der Vorwurf in dieser Frage. Später wird er angesichts des gekreuzigten Jesus von den „führenden Männern des Volkes“ offen ausgesprochen: „Anderen hat er geholfen, nun soll er sich selbst helfen, wenn er der erwählte Messias Gottes ist“ (Lukas-Evangelium 23,35; Markus-Evangelium 15,31–32, Matthäus-Evangelium 27,39–43). Noch deutlicher sagt es der Verbrecher am Kreuz links von ihm: „Bist du denn nicht der Messias? Dann hilf dir selbst und auch uns“ (Lukas-Evangelium 23,39). Es nicht so abwegig, dass dies wohl auch die Jünger in dieser „Nusschale“ auf dem tosenden Wasser bewegt haben mag. Jesus fragt zurück: Warum habt ihr solche Angst? Wo ist denn euer Glaube? Ist er so klein oder habt ihr noch keinen? Und er offenbart wieder einmal mehr seine Macht, die sogar die Naturgewalten beherrscht.

Von den Jüngern fordert Jesus, dass sie an ihn glauben, was auch kommen mag.



Foto: Isabella Stewart Gardner Museum, Boston

Jesus gebietet dem Sturm auf dem See Genezareth. Ölgemälde von Rembrandt Harmenszoon van Rijn (1606 bis 1669) von 1633.

Und wenn sogar ein so gewaltiger Seesturm ihm aufs Wort gehorcht, zeigt er ihnen zugleich, an wen sie glauben: Diese Erzählung ist wieder ein Erweis dafür, was die Heilige Schrift verkündet: Jesus ist der Christus, Gott-mit-uns und Gott-für-uns, der Retter, der Herr. Damit sind nun wir an der Reihe: Diese Erzählung ist ein Spiegel, der uns vorgehalten wird. Wie die Jünger, so sind wir. Zwar werden wir höchst selten bis gar nicht in einen lebensbedrohlichen Seesturm geraten, wohl aber in viele andere Lebenslagen, die unseren Glauben herausfordern. Allermeist geht es bei ihnen nicht um Leben und Tod, doch sie sind vielschichtig wie das Leben selbst und weit diffiziler. „Euer Herz lasse sich nicht verwirren“, sagt Jesus, „glaubt an Gott, und glaubt an mich“ (Johannes-Evangelium 14,1).

Und wenn unser Glaube schwach und klein oder gar nicht (mehr) ist, dürfen wir ihn bitten: Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben! (Markus-Evangelium 9,24).

// KLAUS HAARLAMMERT

40 Jahre im Dienst vor Gott

Messdienerin, Küsterin, Lektorin: **Hildegard Meyer** aus Lübeck lebt seit Jahrzehnten mit der **Liturgie**. Wenn sie in der Sakristei in aller Ruhe **die Messe vorbereitet**, ist sie ganz bei sich. Es ist ihre Zeit für ein **Zwiesgespräch mit Gott**.

Von Marco Heinen

Ihr erstes Vaterunser hat Hildegard Meyer als kleines Mädchen im Bett zusammen mit der Mutter auf Kroatisch gebetet. Sie war es, die in der Familie für aktives Glaubensleben stand. Der Vater war evangelisch, konvertierte aber seiner Frau zuliebe. Das ist nicht ganz unwesentlich, um den Lebensweg und die Frömmigkeit der 49-jährigen Bürokauffrau zu verstehen, die mit ihrer Familie – ihr Mann ist Diakon mit Zivilberuf, der Sohn 15 Jahre alt – in Lübeck-Kücknitz lebt.

Geboren in Berlin, zog sie „genau an meinem dritten Geburtstag“ nach Hamburg, wie sie sagt. Der Vater hatte dort Arbeit und somit eine Perspektive für sich, seine Frau und die letztlich vier Töchter gefunden. Meyer war in einem katholischen Kindergarten, besuchte eine katholische Grundschule, ging zur Erstkommunion. Als Zehnjährige stand sie das erste Mal als Messdienerin am Altar, vor 40 Jahren. „Ich wollte wissen, wie es hinter dem Altar aussieht“, erzählt sie und lacht.

Ihre Gemeinde St. Marien in Hamburg-Ottensen wurde von einem Franziskanerpater geleitet. Die Küsterin, eine Thuiner Franziskanerin, ging irgendwann ins Mutterhaus zurück. „Da hat Pater Hermann Josef einige Gemeindemitglieder angesprochen, unter anderem mich. Und so bin ich zum Küsterdienst gekommen.“ Den sie seitdem nahezu ohne Unterbrechung ausübt. Übrigens ist die Katholikin fast ebenso lange Lektorin.

Hildegard Meyer war damals gerade 16 Jahre alt und hatte drei Jahre zuvor das, was sie selbst ihr Berufungs Erlebnis nennt. „So richtig angefangen, den Glau-

ben ernst zu nehmen, auch für mich zu entdecken und bewusst zu sagen: Das ist mein Glaube, zu dem stehe ich – das war die Osternacht 1990.“ Morgens um fünf Uhr stand sie am Osterfeuer, eingenebelt vom Rauch und vom Weihrauch.

„In diesem eher ungünstigen Moment, als ich gefroren habe, müde war und eigentlich nur ins Warme wollte, habe ich gemerkt: Menschskind, du stehst jetzt hier, und mit dir feiern zig Millionen Menschen auf der ganzen Welt die Auferstehung Jesu Christi.“

Die Firmung – die Einladung dazu kam bald darauf – war deshalb für sie eine wohl-

überlegte Entscheidung, das Bekenntnis: Ich stehe zu meinem Glauben. „Das habe ich sehr bewusst gelebt und mich dann immer mehr in die Gemeinde eingebracht.“ Es war eine Zeit, in der sie sogar den Eintritt in einen Orden erwog. „Und dann haben mich die Wege des Herrn eben zu meiner Familie geführt.“

Denn der Zufall wollte es, dass die Oberministrantin Hildegard aus Hamburg bei einem Ministranten-Gruppenleitertreffen im Kloster Nütschau ihren späteren Mann André aus Lübeck kennenlernte. Drei Jahre später verlobten sie sich in Nütschau, kirchlich, wie Meyer betont. Zu der Zeit studierte sie noch Skandinavistik, verbrachte ein Semester in Schweden.

Die Hochzeit wurde dann schon in St. Joseph in Kücknitz gefeiert. Denn dort lebte ihr Mann, der eine winzige Wohnung über der Sakristei bewohnte. Keine Frage, dass Hildegard Meyer in der Gemeinde Mess-

»Mensch, lieber Gott, warum habe ich da nicht vorher dran gedacht?«





Foto: Marco Heinen

dienerin blieb und auch den Küsterdienst übernahm. Kommunionkatechetin und Mitglied im Gemeindeteam ist sie selbstverständlich auch.

Der Küsterdienst ist für Hildegard Meyer viel mehr als eine Aufgabe, und deshalb nimmt sie sich bis zu einer Stunde Zeit vor dem Gottesdienst. „Ich merke, dass ich innerlich ruhiger werde. Ich kann das, was ich vom Alltag mitbringe an Ärgernissen und Stress, in meinem Dienst vor Gott bringen“, sagt sie. Der Glaube ist für sie „ein Stück Halt, ein Geländer“. Als sie beruflich mal eine schwere Zeit hatte, fand sie Trost im Glauben. Während eines Küsterdienstes kam ihr das Taizé-Lied „Im Dunkel unsrer Nacht“ in den Sinn. „Das war für mich wie ein Lichtstrahl, der dann quasi in meine Dunkelheit hineingeleuchtet hat; wo mir bewusst geworden ist: Du bist nicht allein, der liebe Gott ist bei dir.“

Wenn sie, was selten vor- kommt, bei ihrem Dienst mal spät dran ist, dann bemerkt Meyer bei sich Unkonzentriertheit und ihr unterlaufen auch Fehler. „Ich kann mich dann nicht so wirklich auf den Gottesdienst einlassen.“ Deshalb versucht sie, Eile zu vermeiden: „Ich möchte mir bewusst Zeit für Gott nehmen; bewusst Zeit für mich, für meinen Glauben,

damit der auch eine Chance hat, in mir zu wachsen, in mir zu arbeiten.“ Manchmal gewinnt Hildegard Meyer während ihres Tuns Einsichten zu Schriftstellen oder Liedern, die sie beschäftigen. „Mensch, lieber Gott, warum habe ich da nicht vorher dran gedacht?“ – solche Momente habe sie immer mal wieder.

Zwiespältig blickt Hildegard Meyer auf die Zeit zurück, als sich ihr Mann auf die Diakonweihe vorbereitete. In die Ausbildung seien die Ehefrauen nicht ausreichend einbezogen worden, findet sie: „Mir persönlich wäre das sehr wichtig gewesen.“ Zumal die Ehefrauen die Männer ja unterstützen und auch ihre Zustimmung zur Weihe geben sollen. Sie hatte Sorge, dass ihr Mann sich „ein Stück weit von mir als Ehefrau und von uns als Familie entfremdet“, so Meyer, die sich bewusst war, dass es für ihren Mann um dessen Berufung ging. Ein langes Gespräch mit dem damals für die Gemeinde zuständigen Pastor Johannes Zehe half, die Sorgen zu zerstreuen.

„Ich habe André damals eine Ikone mit der Heiligen Familie geschenkt, damit er nicht vergisst, wer hinter ihm steht.“ Denn, so sagt Hildegard Meyer: „Ganz wichtig ist es uns, dass der Glaube uns als Familie trägt.“ ●

Für Hildegard Meyer ist die St.-Josef-Kirche in Lübeck-Kücknitz zur Heimat geworden.

*» Ganz wichtig ist,
dass der Glaube uns
als Familie trägt. «*

Geduldig wachsen lassen

Mit dem Himmelreich ist es wie... Matthäus benutzt den Begriff „Himmelreich“ (wörtlich: Reich der Himmel), während Markus und Lukas vom „Reich Gottes“ sprechen. Das liegt vor allem an seine vom Judentum kommenden und von ihm geprägten Zielgruppe: Himmelreich meint die Herrschaft Gottes, unter der im Judentum oft praktizierten Vermeidung des Gottesnamens.

Jesus ist ein Meister seines Faches, wenn es um eindrückliche Bilder geht. Das heutige Evangelium führt uns mitten hinein in diese jesuanische Bilderwelt. „Mit dem Himmelreich ist es wie mit ...“, so beginnen seine Gleichnisse. Und was dann folgt, ist eben keine theoretische Abhandlung, kein theologischer Vortrag, sondern ein konkreter, greifbarer Vergleich aus dem alltäglichen Leben.

Himmelreich

Mit dem Himmelreich ist es wie... Ich frage mich beim Lesen: Wie sprechen wir heute über das Himmelreich? Und von welchen Bildern lassen sich Menschen ansprechen? Wie würde ich den Satz ergänzen? Welche Erfahrungen aus meinem Leben können etwas davon erzählen, wie Gott wirkt, wie sein Reich wächst, wie Hoffnung Gestalt gewinnt?

Mit dem Himmelreich ist es... wie mit einem WLAN-Passwort: Ein einziges Wort auf einem Zettel verbindet ein ganzes Haus mit der weiten Welt; ...wie mit einer Playlist: Ein einziges gutes Lied kann die Stimmung im ganzen Raum verändern; ... wie bei Kirche Kunterbunt: Jung und Alt, Groß und Klein entdecken und feiern gemeinsam, wie bunt, wie wertvoll Gottes Welt ist. Diese Bilder haben ihre Grenzen — und gerade deshalb sind sie spannend. Denn jedes von ihnen sagt etwas für mich Wertvolles und Wahres über das Himmelreich, ohne es vollständig festzulegen.

Vielleicht ist genau das das Besondere an den Gleichnissen Jesu: Sie geben keine fertigen Antworten, sondern öffnen einen Raum zum Nachdenken, zum Weitererzählen und zum Glauben. Grundtenor der Gleichnisrede ist die Entdeckung der kleinen und großen Wunder Gottes in der Natur und

Das Gleichnis vom **Weizen** und dem Unkraut ist „**Lebenshilfe**“. Aus ihm lässt sich auch für die **Strukturreform** im Bistum Speyer Wichtiges entnehmen.
Zum 16. Sonntag im Jahreskreis – Lesejahr A



Weizen und Unkraut wachsen lassen bis zur Ernte, rät Jesus uns in seinem entsprechenden Gleichnis.

im Leben der Menschen, die staunen lassen über Gott und zum Glauben an ihn führen können.

Jesus erzählt vom Weizen und vom Unkraut. Er weiß: Unser Leben ist oft nicht eindeutig. Gutes und Schweres wachsen nebeneinander, Hoffnung und Enttäu-

schung, Glaube und Zweifel. Deshalb sagt er: Lasst beides wachsen bis zur Ernte. Das ist keine Gleichgültigkeit, sondern ein Ruf zur Geduld — weil Gott tiefer sieht als wir und seine Gerechtigkeit von Weisheit und Barmherzigkeit geprägt ist.

Reform im Bistum

Im Bistum Speyer sind wir mitten in der Pfarreistrukturreform. Für diesen Prozess finde ich wichtige Erinnerungen in diesem Gleichnis:

Das Himmelreich braucht Zeit. Das gilt auch für neue Strukturen und fusionierte Räume. Wo Menschen unterschiedlicher Prägung zusammenkommen, gibt es Reibungen. Gottes Reich wächst organisch, nicht auf Knopfdruck.

Schutz der unscheinbaren Orte: Bei allen notwendigen Veränderungen sollten wir prüfen, ob wir im Blick auf Effizienz nicht den Wert kleiner, unscheinbarer Initiativen übersehen. Gerade dort kann das Himmelreich im Verborgenen lebendig sein.

Blick auf die eigene Haltung: Kritik an Reformen ist oft berechtigt. Doch vertrauen wir darauf, dass Gott wirkt, oder meinen wir, alles selbst steuern zu müssen.

Fokus auf den Kern: Unsere Hauptaufgabe ist es nicht, Mängel zu verwalten, sondern den Weizen zu pflegen. Das bedeutet: Das Evangelium vom Himmelreich verkünden, teilen und leben, Nächstenliebe praktizieren und das gelungene Miteinander stärken. So wird aus einer biblischen Erzählung eine persönliche Einladung: Das Himmelreich ist nicht nur ein fernes Ziel, sondern kann mitten in meinem Alltag beginnen, wenn ich offen bin für Gottes Wirken.

ZUR PERSON

Gemeindereferentin Tanja Rieger ist Referentin für Katechese beim Bischöflichen Ordinariat mit Schwerpunkt Glaubenskommunikation, Erwachsenenfirmung, Sakramentenkatechese und Wiedereintritt.

tanja.rieger@bistum-speyer.de



Foto: Privat

Weil du über Stärke verfügst, richtest du in Milde

EVANGELIUM

In jener Zeit erzählte Jesus der Menge folgendes Gleichnis: Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Mann, der guten Samen auf seinen Acker säte. Während nun die Menschen schliefen, kam sein Feind, säte Unkraut unter den Weizen und ging weg. Als die Saat aufging und sich die Ähren bildeten, kam auch das Unkraut zum Vorschein.

Da gingen die Knechte zu dem Gutsherrn und sagten: Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesät? Woher kommt dann das Unkraut? Er antwortete: Das hat ein Feind getan. Da sagten die Knechte zu ihm: Sollen wir gehen und es ausreißen? Er entgegnete: Nein, damit ihr nicht zusammen mit dem Unkraut den Weizen ausreißt. Lasst beides wachsen bis zur Ernte und zur Zeit der Ernte werde ich den Schnittern sagen: Sammelt zuerst das Unkraut und bindet es in Bündel, um es zu verbrennen; den Weizen aber bringt in meine Scheune!

Er legte ihnen ein weiteres Gleichnis vor und sagte: Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Senfkorn, das ein Mann auf seinen Acker säte. Es ist das kleinste von allen Samenkörnern; sobald es aber hochgewachsen ist, ist es größer als die anderen Gewächse und wird zu einem Baum, sodass die Vögel des Himmels kommen und in seinen Zweigen nisten.

Er sagte ihnen ein weiteres Gleichnis: Mit dem Himmelreich ist es wie mit dem Sauerteig, den eine Frau nahm und unter drei Sea Mehl verbarg, bis das Ganze durchsäuert war. Dies alles sagte Jesus der Menschenmenge in Gleichnissen, und ohne Gleichnisse redete er nicht zu ihnen, damit sich erfülle, was durch den Propheten gesagt worden ist: Ich öffne meinen Mund in Gleichnissen, ich spreche aus, was seit der Schöpfung der Welt verborgen war.

Dann verließ er die Menge und ging in das Haus. Und seine Jünger kamen zu ihm und sagten: Erkläre uns das Gleichnis vom Unkraut auf dem Acker! Er antwortete: Der den guten Samen sät, ist der Menschensohn; der Acker ist die Welt; der gute Samen, das sind die Kinder des Reiches; das Unkraut sind die Kinder des Bösen; der Feind, der es gesät hat, ist der Teufel; die Ernte ist das Ende der Welt; die Schnitter sind die Engel.

Wie nun das Unkraut aufgesammelt und im Feuer verbrannt wird, so wird es auch bei dem Ende der Welt sein: Der Menschensohn wird seine Engel aussenden und sie werden aus seinem Reich alle zusammenholen, die andere verführt und Gesetzloses getan haben, und werden sie in den Feuerofen werfen. Dort wird Heulen und Zähneknirschen sein. Dann werden die Gerechten im Reich ihres Vaters wie die Sonne leuchten. Wer Ohren hat, der höre!

// MATTHÄUSEVANGELIUM 13,24-43

ERSTE LESUNG

Es gibt keinen Gott, Herr, außer dir, der für alles Sorge trägt; daher brauchst du nicht zu beweisen, dass du gerecht geurteilt hast.

Deine Stärke ist die Grundlage deiner Gerechtigkeit und deine Herrschaft über alles lässt dich alles schonen. Stärke beweist du, wenn man an deine unbeschränkte Macht nicht glaubt, und bei denen, die sie kennen, strafst du die anmaßende Auflehnung.

Weil du über Stärke verfügst, richtest du in Milde und behandelst uns mit großer Schonung; denn die Macht steht dir zur Verfügung, wann immer du willst.

Durch solches Handeln hast du dein Volk gelehrt, dass der Gerechte menschenfreundlich sein muss, und hast dei-

nen Söhnen und Töchtern die Hoffnung geschenkt, dass du den Sündern die Umkehr gewährst.

// BUCH DER WEISHEIT 12,13.16-19

ZWEITE LESUNG

Schwestern und Brüder!

Der Geist nimmt sich unserer Schwachheit an. Denn wir wissen nicht, was wir in rechter Weise beten sollen; der Geist selber tritt jedoch für uns ein mit unaussprechlichen Seufzern.

Der die Herzen erforscht, weiß, was die Absicht des Geistes ist. Denn er tritt so, wie Gott es will, für die Heiligen ein.

// RÖMERBRIEF 8,26-27

BIBELTEXTE FÜR DIE WOCHE

Mo. 20. Juli: Mi 6,1-4.6-8; Mt 12,38-42 | **Di. 21. Juli:** Mi 7,14-15.18-20; Mt 12,46-50 |

Mi. 22. Juli: Hld 3,1-4a; Joh 20,1-2.11-18 | **Do. 23. Juli:** Gal 2,19-20; Joh 15,1-8 |

Fr. 24. Juli: Jer 3,14-17; Mt 13,18-23 | **Sa. 25. Juli:** 2 Kor 4,7-15; Mt 20,20-28

Verstehen oder missverstehen

Immer wieder hören wir in diesen Wochen im Evangelium **Gleichnisse** über das Reich Gottes. Warum redet Jesus so? **Verwirrt das nicht mehr, als es nutzt?** Könnte er nicht klarer predigen? Fragen an den Bibelwissenschaftler **Gerd Häfner**.

Interview von Michael Kinnen

Herr Professor Häfner, warum spricht Jesus eigentlich so gerne und so oft in Gleichnissen?

Er spricht so, um Dinge klarzumachen, die ohne bildhafte Rede nicht so leicht verständlich sind. In der Botschaft Jesu geht es um die konkrete Frage, wie man vom Reich Gottes sprechen kann.

Jesus selbst sagt, dass er in Gleichnissen spricht, weil die Menge es sonst nicht verstehen könnte. Gleichzeitig heißt es, die Verkündigung in Gleichnissen führe dazu, dass Jesu Botschaft nicht verstanden wird. Wie passt das zusammen?

theorie im vierten Kapitel des Markusevangeliums, ist ein Text, der nach meinem Eindruck nicht auf das Wirken Jesu zurückgeht, sondern aus späterer Sicht die Probleme und Missverständnisse in der Verkündigung deutet. Da war vielleicht die Frage aufgekommen: Warum kommt unsere Botschaft nicht an? Das verlangte nach einer Erklärung. Und die wird unter anderem dadurch unternommen, dass man den Doppelsinn des griechischen Begriffs für Gleichnis, also parabolē, ins Spiel bringt: Er kann auch „Rätselrede“ bedeuten. Wer die Botschaft Jesu ablehnt, dem oder der ist sie zum unverständlichen Rätsel geworden.

Man sagt: Alle Vergleiche hinken. Da ist dann die Gefahr, dass etwas missverstanden wird, schon in den Bildern selbst gegeben, oder?

Ich denke, die Gleichnisse sind dazu da, etwas zu klären; nicht, um etwas zu ver-rätseln. Manche Bilder werden im Lauf der Zeit jedoch schwerer verständlich, wenn die ursprüngliche Gesprächssituation mit ihrer Ausgangsfrage nicht mehr da ist. Das zeigt sich in der Überlieferung von frühchristlicher Zeit an.

Die Jünger, die Jesus verstehen, oder die Volksmenge, die Nachhilfe braucht: Wo können wir uns wiederfinden?

Einerseits sollten sich die Glaubenden heute wohl eher in den Jüngern entdecken können als in den Außenstehenden. Aber andererseits brauchen auch Jünger eine Belehrung, und das Verstehen ist nicht immer gegeben. Aber das kann ja auch tröstlich sein, wenn wir solche Vergleiche anstellen und unseren Platz suchen.

Sämann, Senfkorn, Perle: Ist die Vielzahl der Reich-Gottes-Vergleiche nicht verwirrend? Warum gibt es nicht einen einzigen passenden Vergleich?

Ich glaube, dass ein Gleichniserzähler durch ein Bild immer nur einen Aspekt ausdrücken will. Deshalb halte ich es für schwierig, wenn man fast willkürlich sagt: Dieses Detail im Bild bedeutet genau das, jenes Detail bedeutet genau jenes und so weiter. Das muss man dann in der Wissenschaft schon sehr genau begründen, warum ein Bild oder ein Begriff so gedeutet wird. Etwa weil es schon in der jüdischen Tradition so verwendet wurde. Auch dort ist zum Beispiel das Bild des Vaters ein Bild für Gott. Oder der Weinberg kann als Sinnbild für



ZUR PERSON

Gerd Häfner (66) ist Professor für Biblische Einleitungswissenschaft an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München



Lass den Dingen ihre Zeit

Zugegeben, manchmal ist es ganz gut, wenn ich nicht dazu komme, das eine oder andere Beet durchzuhacken und vom Unkraut zu befreien. Plötzlich taucht da eine Sonnenblume oder eine Stockrose auf, deren Same vom Wind oder den Vögeln dorthin getragen wurde und nun wunderschön blüht! Sie hätte garantiert meine Beet-Säuberungsaktion nicht überlebt, weil ich sie einfach nicht als Blume erkannt hätte.



Manchmal ist das nicht nur im Garten, sondern auch in meinem Leben so – da bin ich mit einem Urteil rasch bei der Hand, weiß, was nützlich, hilfreich und schön ist, wer mir sympathisch und was richtig und falsch ist. Und dann ist schnell etwas verurteilt, abgeschrieben, hat keine Möglichkeit mehr, sich zu entwickeln. Gelegentlich aber muss man warten und lassen können, um zu sehen, was sich daraus ergibt.

Jesus will also weder eine Lektion in Sachen Gartenbau erteilen noch ein billiges Argument an die Hand liefern, nicht zu jäten, sondern dem zweiten Blick eine Chance geben: Lass den Dingen Zeit, sich zu entwickeln!

Ich denke, eine solche Haltung gehört durchaus zur Kunst des Lebens: Dinge, Menschen, Situationen auch mal lassen zu können, gelassen zu sein. In einem alten Sprichwort heißt es: „Kinder sind wie Uhren, man darf sie nicht immer nur aufziehen, man muss sie auch mal gehen lassen.“

Und wir können und dürfen das, weil Gottes Zusage steht: Der Tag der Ernte wird es zeigen. Das letzte Urteil kann ich getrost Gott überlassen, er wird es richten. Und der Tag wird kommen.

// ANDREA SCHWARZ
GEISTLICHE SCHRIFTSTELLERIN



Geschichten erzählen: Im Orient hat das eine lange Tradition.

Foto: istockphoto/GCShutter

Israel gelesen werden. Es geht aber immer darum, nicht bildliche Details auszudeuten, sondern die grundsätzliche Anlage eines Bildes, eines Gleichnisses zu verstehen.

Sehen Sie denn auch Gemeinsamkeiten in den verschiedenen Gleichnissen und Bildern?

Ich sehe zwei unterschiedliche Strategien in den Gleichnissen. Zum einen finden wir Gleichnisse aus dem Alltagserleben der Menschen damals: aus dem landwirtschaftlichen Bereich und Bilder aus der Natur. Das ist etwa beim Gleichnis vom Sämann oder vom Sauerteig oder beim Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen so. Die Leute damals kannten diese Situationen. Es gibt auf der anderen Seite aber auch Gleichnisse, die nicht Analogien zeigen wollen, sondern mit spannenden Geschichten eher aufrütteln. Das ist etwa in der Erzählung von den Arbeitern im Weinberg der Fall, wenn alle den gleichen Lohn bekommen – unabhängig von den Einsatzstunden, also ein ungewöhnliches Verhalten. Oder beim Gleichnis vom verlorenen Sohn. Da merkt man: Da wird nichts Gewöhnliches inszeniert, sondern das ruft Protest hervor – und bietet gerade so die Möglichkeit der Auseinandersetzung.

Wenn heute solche Bilder nicht mehr im Alltag verständlich sind, passen sie dann noch?

Ich glaube schon, dass Bilder aus der Natur oder etwa vom Sauerteig heute noch gut verstanden werden. Wer ein Brot in der Hand hält oder selbst backt, wird wissen, wie ein Sauerteig funktioniert. Eine Übersetzung der Bilder für heute ist außerdem eher Aufgabe der Predigt als der Exegese. Diese wird dabei als Grundlage dienen, um zu verstehen, was grundsätzlich ausgesagt werden soll.

Können wir heute Gleichnisse finden, die besser in unsere Welt passen?

Vielleicht sind Naturbilder dauerhafter verständlich als aktuelle technische Vergleiche. Eine Fortschreibung funktioniert vielleicht eher bei dem zweiten genannten Typus der Gleichnisse, wenn es um menschliche Interaktion geht und das Verstehen von Zusammenhängen und Verhaltensweisen im Blick auf das Reich Gottes. Es bleibt dabei immer auch ein kreatives Potenzial in der Deutung und des Neu-Verstehens dieser Bilder, vor allem natürlich in der persönlichen Bibellektüre. Da ist viel Freiraum aus der jeweils eigenen Erfahrungswelt.

Der verborgene Schatz

Etwa einen Kilometer nördlich von Schifferstadt hat es im Jahr 1835 bei Feldarbeiten einen ungewöhnlichen Fund gegeben: ein etwa 30 Zentimeter hoher und 350 Gramm schwerer kelchförmiger Gegenstand lag versteckt im Acker. Er sah aus wie ein Hut und so war schnell die Bezeichnung geboren: Der goldene Hut von Schifferstadt. Er stammt aus der mittleren Bronzezeit und ist damit über 3000 Jahre alt. Bewundert kann er werden im Historischen Museum der Pfalz in Speyer. Wie muss es damals dem Finder ergangen sein, als er nichts ahnend diesen Schatz ausgegraben hat?

Von einem solchen Erlebnis lesen wir im Matthäusevangelium. Dort erzählt Jesus den Jüngern folgendes Gleichnis: „Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Schatz, der in einem Acker vergraben war. Ein Mann entdeckte ihn und grub ihn wieder ein. Und in seiner Freude ging er hin, verkaufte alles, was er besaß, und kaufte den Acker.“ Und Jesus schließt sofort ein weiteres Gleichnis an: „Auch ist es mit dem Himmelreich wie mit einem Kaufmann, der schöne Perlen suchte. Als er eine besonders wertvolle Perle fand, ging er hin, verkaufte alles, was er besaß, und kaufte sie.“

Gottes Herrschaft

Beide Erzählungen vom vergrabenen Schatz und der kostbaren Perle werden mit einem Vergleich eingeleitet: „Mit dem Himmelreich ist es wie“. Der Ausdruck „Himmelreich“ steht bei Matthäus anstelle von „Reich Gottes“. Der jüdischen Tradition folgend vermeidet er aus Ehrfurcht Gottes Namen und ersetzt ihn durch das Wort „Himmel“. Mit „Himmelreich“ ist die unsichtbare Gegenwart der Herrschaft Gottes gemeint, in der Gottes Wille, Liebe und Barmherzigkeit in der Welt Raum greifen.

Diese kurzen Gleichnisse machen mich auf drei Aspekte des Reiches Gottes aufmerksam. Zum ersten wird deutlich, dass das Reich Gottes schon da ist. Der Schatz im Acker ist vorhanden und schlummert – vielleicht so wie der goldene Hut von Schifferstadt – schon mehrere tausend Jahre in der Erde. Das Reich Gottes ist schon da und doch wird es noch kommen, es ist in der Zeit

Das ist Jesus Christus, das ist das **Reich Gottes**. Sie zu finden lohnt aller Einsatz. Und die **Freude** ist dann groß:

Sie sind **Erfüllung**, sie sind **Leben**, Leben in Fülle.

Zum 17. Sonntag im Jahreskreis – Lesejahr A



Foto: Wikipedia/Immanuel Giel

Der „Goldene Hut von Schifferstadt“ ist auch ein Schatz, der im Acker vergraben war und entdeckt wurde.

und ebenso außerhalb der Zeit – für unsere Vorstellung unbegreiflich.

Der zweite Aspekt lautet: Das Reich Gottes ist verborgen, möchte gefunden, entdeckt werden. Gott ist nicht so leicht zu finden, er kommt nicht mit großem Aufwand. Gott zeigt sich im Alten Testament

dem Propheten Elija nicht in Naturgewalten wie Feuer, Erdbeben und Sturm. Er offenbart sich erst in der absoluten Stille danach, in einem sanften, leisen Hauch. Gott und sein Reich

müssen mit offenen Augen und wachem Herzen gesucht werden. Es ist für uns ein Wagnis des Glaubens.

Eine andere Verborgenheit sieht der bekannte Ordensmann Anselm Grün im Schatz im Acker, wenn er schreibt: „Der Schatz im Acker ist Christus, der in den Schriften verborgen ist.“

Mit ganzem Einsatz

Und der dritte Aspekt zeigt auf, dass das Reich Gottes den ganzen Einsatz erfordert. In beiden Gleichnissen verkaufen die jeweiligen Finder alles, was sie besaßen, um damit den Acker beziehungsweise die Perle zu kaufen. Die Finder machen keine halben Sachen, sie investieren alles. Das gilt auch für das Christsein. Sich ganz ansprechen lassen, berühren und begeistern lassen von Gottes Botschaft und seinem Wirken in dieser Welt. Wir sollen nicht nur Sonntagschristen sein, die ihr Christsein mit dem Besuch des Gottesdienstes erfüllt sehen.

Mit diesen beiden Gleichnissen verfolgt Matthäus dasselbe Ziel. Es gibt Menschen, die für sich die Botschaft Jesu vom jetzt schon angekommenen und doch verborgenen Reich Gottes als so kostbar und erfüllend entdeckt haben, dass sie sich ganz und gar dafür einsetzen. Sie hat ihnen neue Lebensperspektiven, ein Leben im Geiste der Bergpredigt ermöglicht. Zu einem solchen beispielhaften Entdecken und Verstehen der Botschaft Jesu lädt uns der Evangelist ein.

ZUR PERSON

Pastoralreferent Marius Wingerter ist Referent für pfarrliche und überpfarrliche Räte sowie Gemeindacaritas beim Bischöflichen Ordinariat.

marius.wingerter@bistum-speyer.de



Foto: Privat

Als er eine besonders wertvolle Perle fand, verkaufte er alles, was er besaß, und kaufte sie

EVANGELIUM

In jener Zeit sprach Jesus zu den Jüngern: Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Schatz, der in einem Acker vergraben war. Ein Mann entdeckte ihn und grub ihn wieder ein. Und in seiner Freude ging er hin, verkaufte alles, was er besaß, und kaufte den Acker.

Auch ist es mit dem Himmelreich wie mit einem Kaufmann, der schöne Perlen suchte. Als er eine besonders wertvolle Perle fand, ging er hin, verkaufte alles, was er besaß, und kaufte sie.

Wiederum ist es mit dem Himmelreich wie mit einem Netz, das ins Meer ausgeworfen wurde und in dem sich Fische aller Art fingen. Als es voll war, zogen es die Fischer ans Ufer; sie setzten sich, sammelten die guten Fische in Körbe, die schlechten aber warfen sie weg.

So wird es auch bei dem Ende der Welt sein: Die Engel werden kommen und die Bösen aus der Mitte der Gerechten aussondern und sie in den Feuerofen werfen. Dort wird Heulen und Zähneknirschen sein. Habt ihr das alles verstanden?

Sie antworteten ihm: Ja. Da sagte er zu ihnen: Deswegen gleicht jeder Schriftgelehrte, der ein Jünger des Himmelreichs geworden ist, einem Hausherrn, der aus seinem Schatz Neues und Altes hervorholt.

// MATTHÄUSEVANGELIUM 13,44–52

ERSTE LESUNG

In jenen Tagen erschien der Herr dem Salomo nachts im Traum und forderte ihn auf: Sprich eine Bitte aus, die ich dir gewähren soll!

Und Salomo sprach: Herr, mein Gott, du hast deinen Knecht anstelle meines Vaters David zum König gemacht. Doch ich bin noch sehr jung und weiß nicht aus noch ein. Dein Knecht steht aber mitten in deinem Volk, das du erwählt hast: einem großen Volk, das man wegen seiner Menge nicht zählen und nicht schätzen kann. Verleih daher deinem Knecht ein hörendes Herz, damit er dein Volk zu regieren und das Gute vom Bösen zu unterscheiden versteht! Wer könnte sonst dieses mächtige Volk regieren?

Es gefiel dem Herrn, dass Salomo diese Bitte aussprach. Daher antwortete ihm Gott: Weil du gerade diese Bitte ausgesprochen hast und nicht um langes Leben, Reichtum oder um den Tod deiner Feinde, sondern um Einsicht gebeten hast, um auf das Recht

zu hören, werde ich deine Bitte erfüllen. Sieh, ich gebe dir ein so weises und verständiges Herz, dass keiner vor dir war und keiner nach dir kommen wird, der dir gleicht.

// 1. BUCH DER KÖNIGE 3,5.7–12

ZWEITE LESUNG

Schwestern und Brüder!

Wir wissen, dass denen, die Gott lieben, alles zum Guten gereicht, denen, die gemäß seinem Ratschluss berufen sind; denn diejenigen, die er im Voraus erkannt hat, hat er auch im Voraus dazu bestimmt, an Wesen und Gestalt seines Sohnes teilzuhaben, damit dieser der Erstgeborene unter vielen Brüdern sei.

Die er aber vorausbestimmt hat, die hat er auch berufen, und die er berufen hat, die hat er auch gerecht gemacht; die er aber gerecht gemacht hat, die hat er auch verherrlicht.

// RÖMERBRIEF 8,28–30

BIBELTEXTE FÜR DIE WOCHE

Mo. 27. Juli: Jer 13,1–11; Mt 13,31–35 | **Di. 28. Juli:** Jer 14,17b–22; Mt 13,36–43 |

Mi. 29. Juli: Jer 15,10.16–21; Joh 11,19–27 | **Do. 30. Juli:** Jer 18,1–6; Mt 13,47–52 |

Fr. 31. Juli: Jer 26,1–9; Mt 13,54–58 | **Sa. 1. August:** Jer 26,11–16.24; Mt 14,1–12

Ein Herrscher wie gemalt

Die Lesung an diesem Sonntag erzählt von **König Salomo**. Als Nachfolger seines Vaters David hat er gerade erst Israels Thron bestiegen. Doch wer ist er eigentlich? **Was zeichnet ihn aus? Was hat er erreicht?**

Von Kerstin Ostendorf

Das Alte Testament zeichnet ein fast märchenhaftes Bild von diesem König: Der junge Salomo hat gerade die Herrschaft von seinem Vater David übernommen. Er ist klug, weise, gerecht. Er besitzt unglaubliche Reichtümer. Das Volk Israel lebt in Frieden und Wohlstand. Drei Merkmale sind es, die ihn auszeichnen:

SEINE HERRSCHAFT

Salomo ist das zweite Kind von König David und Batseba. Als David alt und schwach wird und sich abzeichnet, dass er nicht mehr lange leben wird, will sein ältester, noch lebender Sohn Adonija den Thron für sich einnehmen. Er sammelt Männer um sich, darunter einen Priester und einen Feldherrn, und lädt sie und einige Königssöhne ein, mit ihm ein Festmahl zu feiern – und erklärt sich so vor der Elite des Reiches quasi selbst zum König.

König David verhindert das: Noch während Adonija mit seinen Anhängern feiert, lässt er Salomo von einem Priester zum König salben – und hält das Versprechen, das er einst Batseba gegeben hat, dass ihr Sohn ihm nachfolgen werde. Adonija fügt sich zunächst: Von seinen Anhängern verlassen, bleibt ihm keine andere Wahl. Doch kurz nachdem David gestorben ist, bittet er Salomo, jene junge Frau heiraten zu dürfen, die zuvor den Vater gepflegt und zu dessen Harem gehört hatte. Salomo wird wütend

– und lässt seinen Bruder hinrichten.

Im ersten Moment scheint diese Tat übertrieben zu sein – tatsächlich sichert Salomo so aber seine Macht als Herrscher. Sein Bruder Adonija hat nicht irgendeine Frau verlangt: Die Ehe mit Frauen oder Nebenfrauen eines verstorbenen Herrschers war in den altorientalischen Kulturen ein Akt der Herrschaftsübernahme. Adonija hatte die Idee, selbst auf dem Thron zu sitzen, also nicht aufzugeben.

Durch die Hinrichtung seines Bruders, die Verfolgung von dessen Anhängern und die Heirat mit der Tochter des ägyptischen Pharaos festigt Salomo seine Machtansprüche. Die Bibel zeichnet das Bild eines selbstbewussten Königs, der sich absichert und seinen Einfluss ausbauen will.

SEINE WEISHEIT

Die Lesung aus dem 1. Buch der Könige an diesem Sonntag lässt aufhorchen. Sie zeigt Salomos andere Seite: demütig, bescheiden, gottesfürchtig. Auf die Frage Gottes im Traum, welchen Wunsch er ihm erfüllen solle, antwortet er nicht mit Reichtum oder einem Sieg über seine Feinde. Er wünscht

sich ein hörendes Herz und Weisheit, um sein Volk gut regieren zu können.

Noch erfüllt Salomo, was sein Vater ihm auf dem Sterbebett aufgetragen hat: Höre auf Gott, bewahre seine Satzungen und Gebote. „Dann wirst du Erfolg haben bei allem, was du tust, und überall, wohin du dich wendest.“ (1 Kön 2,3)

Die berühmteste Stelle, die Salomos Weisheit bezeugt, folgt im nächsten Kapitel: das salomonische Urteil über zwei Frauen, die sich um ein Neugeborenes streiten. Als der König listig vorschlägt, das Kind in zwei Hälften zu teilen, sodass jede Frau einen Teil bekäme, findet er die wahre Mutter. Denn die willigt ein, das Kind der anderen Frau zu überlassen, um sein Leben zu retten. Ein Urteil, das Salomos Kompetenz als Herrscher und Richter unterstreicht.

Seine Weisheit und Klugheit sind über die Landesgrenzen Israels bekannt: Die



Ich suche die kleinen Schätze

Jeden Tag halte ich Ausschau nach guten Nachrichten. Es gibt sie, unendlich viele, die leider viel zu wenig in den Zeitungen und im Rundfunk erscheinen.



Ich richte mein Augenmerk auf all das Gute, das geschieht. Ich bin nicht bereit, den Schreckensnachrichten die Regie zu überlassen in meinem Denken und Fühlen.

Dabei rede ich unsere Welt nicht schön. Aber ich suche – wie im Gleichnis Jesu vom Schatz im Acker – das Verborgene und setze alles daran, es zu finden und es bekannt zu machen. Beim Lesen eines Artikels im Greenpeace-Magazin bin ich dankbar bewegt: Mitten im Krieg in der Ukraine engagieren sich Polina Kolodiaschna und Illia Kuksenko mit ihrem Team für die Installation von Solaranlagen beim Wiederaufbau von Krankenhäusern. Ihre Worte lassen mich aufhorchen: „Klimaschutz kann nicht auf Frieden warten ... Es ist unser Traum, dass die Ukraine in der Welt nicht nur als Kriegsoffer gesehen wird, sondern als Vorbild für Klimaschutz. Wenn die Ukraine mitten im Krieg den Wandel schafft, dann können Länder, die im Frieden leben, es auch.“ Gänsehaut!

Ich erkenne in ihrem vorbildlichen Handeln die Hoffnungskraft der Gleichnisse vom verborgenen Schatz und der kostbaren Perle. Wir haben viel mehr Möglichkeiten, als wir erahnen, um den Traum Gottes einer menschlicheren Welt zu verwirklichen, in der auch die Natur geschützt wird. Jede und jeder von uns kann vor Ort gute Nachrichten bewirken, die unsere Welt hoffnungsvoller werden lassen.

// PIERRE STUTZ,
AUTOR, VORTRAGSREDNER
UND SPIRITUELLER LEHRER

„Ich bin noch sehr jung und weiß nicht aus noch ein.“ Das Gemälde von Kristian Zahrtmann (1843–1917) veranschaulicht die Stimmung, die König Salomo in der Sonntagslesung zeigt.

Königin von Saba besucht Salomo, um ihn mit Rätselfragen auf die Probe zu stellen. „Salomo gab ihr Antwort auf alle Fragen. Es gab nichts, was dem König verborgen war und was er ihr nicht hätte sagen können“, heißt es im 1. Buch der Könige (10,3). Die Klugheit

des Herrschers lässt ihr gar den Atem stocken: „Deine Weisheit und deine Vorzüge übertreffen alles, was ich gehört habe“, sagt sie (1 Kön 10,7).

SEIN TEMPELBAU

Der Höhepunkt seiner Herrschaft ist der Bau des Tempels in Jerusalem. Salomo schließt einen Vertrag mit Hiram, dem König von Tyrus, der ihm Zedernholz und Handwerker schickt. Ausführlich erzählt die Bibel davon, wie der Tempel gebaut und ausgestattet wird. Sieben Jahre dauert es, ehe Salomo in einer prachtvollen Prozession die Bundeslade, das Heiligtum des Volkes Israel, in den Tempel bringen lässt. Vor dem versammelten Volk betet er inbrünstig zu Gott, dass er an der Seite der Israeliten bleiben und auf ihr Flehen und Bitten hören möge. Die Besonderheit: In sein Gebet schließt er Fremde mit ein. Auch

sie sollen mit ihren Nöten und Sorgen im Tempel auf Gottes offenes Ohr hoffen dürfen. Der Tempel soll ein Ort für alle Suchenden sein, unabhängig von ihrer Herkunft. (1 Kön 8,41–43)

Doch je älter Salomo wird, desto unperfekter wird er. Zweimal ist er ermahnt worden, Gottes Gesetze einzuhalten: von seinem Vater König David und von Gott selbst nach der Weihe des Tempels. „Wenn ihr und eure Söhne euch von mir abwendet und die Gebote und Satzungen, die ich euch gegeben habe, übertretet, wenn ihr euch anschickt, andere Götter zu verehren und anzubeten, dann werde ich Israel in dem Land ausrotten, das ich ihm gegeben habe“, sagt Gott zu Salomo (1 Kön 9,6).

Und doch hält er sich nicht daran. Er liebt Frauen aus jenen Völkern, von denen Gott gesagt hatte: „Ihr dürft nicht zu ihnen gehen und sie dürfen nicht zu euch kommen; denn sie würden euer Herz ihren Göttern zuwenden“ (1 Kön 11,2). Und genau das passiert: Salomo dient nicht mehr allein dem Gott Israels, sondern verehrt andere Götter und Götzen und baut für sie Opferstätten.

Gottes Urteil ist eindeutig: Er wird Salomo das Königreich entreißen – allerdings aus Liebe zu David nicht zu seinen Lebzeiten. Seinem Sohn Rehabeam wird es allerdings nicht gelingen, die Herrschaft aufrechtzuerhalten. Das Königreich Israel zerfällt in ein Nord- und ein Südreich. ●



Foto: wikipedia

Verführerisch: Maria Magdalena, wie der britische Maler Frederick Sandys (1829–1904) sie sah

Die vergessene Apostelin

Am 22. Juli wird die heilige Maria Magdalena gefeiert, seit 2016 ein Fest, nicht mehr nur ein Gedenktag. Ausdrücklich hat Papst Franziskus sie damals den männlichen Aposteln liturgisch gleichgestellt.

Erstaunlich eigentlich, dass das so lange gedauert hat. Denn alle Evangelien – so unterschiedlich sie auch im Detail davon berichten – stimmen darin überein, dass Maria Magdalena die Erste war, die dem Auferstandenen begegnete. Schon in der Alten Kirche wurde sie deshalb als apostelgleich verehrt. Den Titel „Apostelin der Apostel“ begründete Hippolyt von Rom im 3. Jahrhundert; auch Thomas von Aquin griff ihn auf.

Später versandete diese Wertschätzung. Maria Magdalena wurde zur schillernden

Gestalt, die etwa mit der anonymen, fußwuschenden Sünderin (Lukas 7,36–50) gleichgesetzt und in der Kunst entsprechend lasziv gemalt wurde. Andere, vor allem in der Literatur, stilisieren sie bis heute als Geliebte oder Ehefrau Jesu, als Mutter seiner Kinder.

Besonders gefeiert wird der Tag in Südfrankreich, dorthin soll der Legende nach Maria Magdalena geflohen sein. Im Ort Sainte Maries de la Mer an der Mittelmeerküste sei sie zusammen mit Maria, der Frau des Klopas, und Maria Salome angelandet (deshalb der Plural des Ortsnamens). Den Rest ihres Lebens habe sie im Hinterland von La Baume als Einsiedlerin in einer Höhle verbracht, die heute noch besichtigt werden kann. Ihre Reliquien werden in der Basilika von Saint-Maximin La Baume verehrt.

Der vergessene Prophet

In der Langfassung des Evangeliums am 19. Juli begründet Matthäus Jesu Vorliebe für Gleichnisse so: „Damit sollte sich erfüllen, was durch den Propheten gesagt worden ist: Ich öffne meinen Mund und rede in Gleichnissen, ich verkünde, was seit der Schöpfung verborgen war“ (13,34–35). Welcher Prophet mag gemeint sein?

Keiner der bekannten, auch wenn alte Evangeliumsmanuskripte an dieser Stelle mitunter Jesaja nennen. Doch bei ihm ist das Zitat nicht zu finden. Vielmehr stammt es aus Psalm 78, der sehr ausführlich Israels Geschichte mit Gott besingt – mit all ihren guten und schlechten Phasen. Zugeschrieben wird er – als einer von zwölf Psalmen – dem Tempelsänger Asaf, einem Zeitgenossen Davids. Er galt zu seiner Zeit als Prophet, aber das war Matthäus wohl nicht mehr bekannt. Auch die Einheitsübersetzung nennt Asaf nicht, sondern schreibt nur „durch den Propheten“.

Die vergessene Lehre

In der Lesung am 26. Juli spricht Paulus davon, dass Gott einige „im Voraus dazu bestimmt, an Wesen und Gestalt seines Sohnes teilzuhaben“. Es ist das deutlichste Votum dafür, dass die einen für das Heil bestimmt sind, die anderen nicht. Manche Konfessionen berufen sich darauf, etwa die Calvinisten. Andere betonen die Freiheit – auch in unserer Entscheidung für oder gegen Gott, für oder gegen das Gute.

Die Bibel kennt beide Modelle. So weichen Adam und Eva aus freiem Willen von Gottes Weg ab, der für sie das Paradies vorgesehen hatte. Andererseits fragt Jesus die Emmaus-Jünger: „Musste nicht all das geschehen?“ Und der Epheserbrief spricht von Gottes Plan, „der alles so bewirkt, wie er es in seinem Willen beschließt“.

Sind wir Menschen frei oder hat Gott alles geplant? Die Spannung bleibt. Auch wenn die Vorherbestimmung im katholischen Glauben eher vergessen ist.

ANFRAGE

Wer spendet wem die Kommunion?

Darf die Person, die einen Wortgottesdienst leitet und auch die Beauftragung zur Kommunionsspendung hat, sich selbst die Kommunion geben?

// Jutta Braun, Paderborn

Grundsätzlich ist die Liturgie ein Zusammenspiel vieler Menschen und unterschiedlicher Rollen. Dazu gehören Lektorin und Kantor, Messdienerin, Kommunionhelfer und Organistin. Und natürlich die Gemeinde und die Leitung des Gottesdienstes. Je mehr Menschen beteiligt sind, desto deutlicher wird, dass wir gemeinsam in unserem Dienst vor Gott stehen, dass die Liturgie keine One-Man-Show ist und niemand als Selbstdarstellerin vorne steht.

Es sollte alles versucht werden, diesem Ideal gerecht zu werden – und zwar nicht nur in der sonntäglichen Eucharistiefeier, sondern in allen Gottesdiensten. Das Argument „Kann ich doch mitmachen!“ ist praktisch, aber schlecht. Deshalb ist es wichtig, eine sonntägliche Wort-Gottes-Feier mit denselben liturgischen Diensten zu besetzen wie eine Eucharistiefeier. Auch um deutlich zu machen, dass es sich nicht um einen Gottesdienst zweiter Klasse handelt.

Was die Kommunionsspendung in einer Wort-Gottes-Feier betrifft:

Wenn mehrere Personen anwesend sind, die die Kommunion austeilten können, ist es anders als in der Messe, in der der Priester sich die Kommunion selbst spendet: Laien nehmen sie sich nicht selbst, sondern spenden sie sich gegenseitig; damit bezeugen sie, dass sie in demselben Sinn Empfangende sind wie alle in der Gemeinde.

Allerdings kann es gerade in Werktagsgottesdiensten schwierig werden, das Ideal der vielen liturgischen Rollen zu verwirklichen. Dann spricht nichts dagegen, dass der Leiter oder die Leiterin der Wort-Gottes-Feier auch die Kommunion verteilt. Und natürlich auch selbst kommuniziert. Denn es ist ja gerade die Kraft des Leibes Christi, die uns bestärkt, kirchliche Dienste zu übernehmen.

Zu überlegen wäre, wann und wo der- oder diejenige kommuniziert. Direkt nach dem Agnus Dei am Altar wie ein Priester? Oder eher nach der Austeilung, bevor die übrig gebliebenen Hostien wieder in den Tabernakel gebracht werden? Da wird jede Gemeinde selbst einen Weg finden müssen. Kein Weg ist es, dem Leiter oder der Leiterin der Feier die Kommunion zu verbieten, nur weil kein zweiter Spender anwesend ist.

// SUSANNE HAVERKAMP



Foto: kna-bild

Liebe Leserin, lieber Leser, haben Sie Fragen zu Liturgie und Brauchtum, zu Kirchenrecht und Glaubenslehre? **Schreiben Sie an:** Verlagsgruppe Bistumspresses, Anfrage, Postfach 26 67, 49016 Osnabrück. Oder: redaktion@bistumspresses.de

BIBELRÄTSEL

Die Nachbarn sind skeptisch

Das Himmelreich ist längst angebrochen, sagt Jesus. Es ist immer größer als unsere Vorstellungskraft – so wie kaum vorstellbar ist, dass aus einem kleinen Samenkorn einmal ein großer Baum werden wird (Seite 45). Das erzählt er wenig später auch den Menschen in seiner Heimatstadt. Doch die erinnern sich an Jesus als den Zimmermannssohn und finden seine Worte eher verwunderlich. Sie fragen: Ist nicht Maria seine Mutter und leben nicht seine Brüder unter uns? Wie heißen seine Brüder?

Wenn Sie es wissen, senden Sie die Lösung bitte bis zum 24. Juli an: Zentralredaktion, Bibelrätsel, Postfach 2667, 49016 Osnabrück, oder an: gewinnspiel@bistumspresses.de

Diese Woche dreimal zu gewinnen:



Jan Frerichs: Anarchie des Herzens. 33 Anstiftungen zum wahren Leben, Herder Verlag

Lösung vom 5. Juli: Jesus antwortete ihnen: Blinde sehen wieder und Lahme gehen; Aussätzige werden rein und Taube hören; Tote stehen auf und Armen wird das Evangelium verkündet. (Matthäusevangelium 11,4)

Gewonnen haben:
Marianne Daske, Berlin;
Roseanni Dorsch, Dorfprozelten;
Franz-Josef Ludwig, Schenkelberg



„Mein Preis war Unfreiheit“

In Weißrussland saß der Menschenrechtler und Friedensnobelpreisträger **Ales Bjaljazki** jahrelang in **Haft**. In dieser Zeit half ihm das Gebet – und nach seiner Entlassung und Ausreise nach Westeuropa der feste **Glaube an ein freies Belarus**.

Von Barbara Dreiling

Ales Bjaljazki kommt sich ein bisschen verrückt vor. Lachend erzählt er, dass bei ihm manchmal „die Instinkte einsetzen“, wenn er einen Supermarkt betritt. Er wolle einfach alles kaufen, „weil es dort drinnen praktisch nichts gab“.

„Dort drinnen“ – das war die Strafkolonie in Belarus, in der er einsaß, ein Arbeitslager. Im Juli 2021 wurde Bjaljazki wegen Störung der öffentlichen Ordnung und angeblicher Steuerhinterziehung verhaftet. Menschenrechtsorganisationen sahen darin einen Vorwand. Sie erklärten Bjaljazki zu einem politischen Gefangenen, denn er unterstützte die Demokratie-

bewegung um Präsidentschaftskandidatin Swjatlana Zichanouskaja.

Im März 2023 wurde er erneut verurteilt: weitere zehn Jahre Haft wegen angeblichen Schmuggels und Störung der öffentlichen Ordnung. Dass ihm Monate zuvor in Abwesenheit der Friedensnobelpreis für seinen Einsatz für Menschenrechte in Belarus verliehen worden war, hielt das Gericht nicht davon ab.

In der Strafkolonie habe nicht nur seine Gesundheit gelitten, erzählt er. Als politischer Gefangener sei er von Informationen abgeschnitten gewesen: „Ich wusste kaum, was draußen geschieht. Im letzten Haftjahr habe ich nur einen einzigen Brief von mei-

ner Frau erhalten. Nichts kam durch.“ Auch Pakete und Telefongespräche waren nicht gestattet.

Bjaljazki sagt, er habe in der Strafkolonie täglich Holz zu einer Maschine geschleppt, die daraus Bretter geschnitten hat, etwa für Parkett, das daraus hergestellt werde. Wer nicht genug gearbeitet oder nicht begrüßt habe, nicht richtig rasiert gewesen sei oder sonst etwas gemacht habe, das der Lagerleitung missfiel, sei in Isolationshaft gekommen: „Dann hatte man kaum die Möglichkeit, mit jemandem zu sprechen, außer mit seinem Zellengenossen, wenn man einen hatte.“ Das seien oft Kriminelle gewesen: „Sie haben uns absichtlich schwierige Menschen in die Zelle gesetzt, um unsere Nerven zu strapazieren.“





Foto: imago/sova Images; Illustration: istockphoto/Agdekon Media Visuals

Unterstützer
forderten 2024
in Vilnius/Litauen
die Freilassung
Bjaljazki.



Derzeit zählen Menschenrechtsorganisationen über 900 politische Gefangene in Belarus. Doch die Liste sei unvollständig, „weil wir nicht alle kennen“, sagt Bjaljazki.

Seit Beginn der 1990er Jahre kämpft er für Menschenrechte in Belarus, etwa für die Abschaffung der Todesstrafe.

Nach dem Kommunismus setzte er sich für Religionsfreiheit und den Aufbau katholischer Gemeinden ein. Einige von ihnen entwickelten sich zu Treffpunkten für Oppositionelle. Mit der 1996 gegründeten Organisation Wjasna („Frühling“) engagierte Bjaljazki sich für die Rechte von politischen Gefangenen – und wurde selbst einer. Schon von August 2011 bis Juni 2014 verbüßte er die erste lange Haftstrafe wegen angeblicher Steuerhinterziehung.

Bjaljazki hätte wie so viele das Land verlassen können. Er sagt, nach den Massenprotesten im Jahr 2020 und 2021 seien je nach Schätzung 600 000 bis eine Million Menschen ausgewandert. Bjaljazki wollte nicht gehen: „Ich hatte das Gefühl, dass es Unrecht wäre.“ Er wollte die Protestierenden und die Inhaftierten vor Ort unterstützen. Viele Mitglieder von Wjasna arbeiten seit Jahren im Ausland. „Aber wir haben beschlossen zu bleiben, koste es, was es wolle.“ Wenn man etwas sehr schätzt, müsse man manchmal einen Preis dafür zahlen, sagt Bjaljazki: „Mein Preis für die Freiheit war Unfreiheit.“

Im vergangenen Dezember kam er mit 122 anderen Gefangenen auf Druck der

USA vorzeitig frei. Das war überraschend, denn eigentlich hatte er wie hunderte politische Gefangene in Belarus keine Aussicht auf Entlassung. Wie hält man das aus? „Man hat nur die Möglichkeit, im Heute zu leben und zu versuchen, den heutigen Tag zu überstehen“, sagt Bjaljazki. Geholfen habe ihm das tägliche Abendgebet, die Solidarität unter den politischen Gefangenen und manchmal auch der Friedensnobelpreis. Er erzählt, dass andere mitgefangene Menschenrechtler mehr schikaniert worden seien als er: „Einige wurden geschlagen und manche starben, weil sie nicht rechtzeitig medizinische Hilfe bekamen.“

Ein Brief an Papst Leo

In seiner Haft sieht er einen Nutzen für die Freiheit, „auch wenn es paradox klingt“. Denn wenn Menschenrechtler im Gefängnis sitzen, „sagt das alles über die Menschenrechtslage in dem Land“. Auch Öffentlichkeit hilft. Organisationen wie Wjasna sorgen dafür, dass ihre Namen und Geschichten im In- und Ausland bekannt sind. Das Wissen darum hat auch Bjaljazki getragen. Darüber hinaus erhöhen die Informationen den Druck auf das Regime. „Man muss sprechen, sprechen, sprechen“, sagt Bjaljazki. „Das zwingt die Behörden, sich im Umgang mit den Gefangenen zu mäßigen.“

Er reist nun in Europa herum und hält Vorträge über die Lage in Belarus. Ende Mai traf er mit seiner Frau Natallia Pinchuk Papst Leo und übergab ihm einen Brief über die Situation der verfolgten Aktivisten.

Ob er glaubt, dass es in seinem Land jemals Freiheit geben wird? „Ja, natürlich. Die Situation ist für die Machthaber sehr ungemütlich.“ Er selbst werde alles dafür tun, solange seine Kräfte reichen: „Ich glaube fest daran, dass ich nach Belarus zurückkehren werde – in ein freies Belarus.“ ●

DAS IST MIR HEILIG



Foto: privat

Ein Geschenk mit Folgen

Deutliche Gebrauchsspuren zeigt das Buch „Die Gärtnerin von Brabant“, ein biografischer Roman um die heilige Gertrud von Nivelles. Ich war ein junges Mädchen und noch in der Ausbildung, als mir meine inzwischen verstorbene Tante das Buch zum Namenstag schenkte. Seitdem begleitet mich die Lebensbeschreibung meiner Namenspatronin. Ich lese das Buch immer wieder, es ist mir heilig.

Es hat mich auch in Bewegung gebracht. So beteilige ich mich seit Jahrzehnten an einer Flurprozession im Herbst in Nivelles. Ich habe einen großen Freundeskreis im Namen der heiligen Gertrud gewonnen und pflege viele Kontakte. Das ist mir sehr wertvoll. Auf die Fürsprache meiner Namenspatronin durfte ich schon oft Hilfe erfahren, auch in einer schweren Krankheit. Dafür danke ich ihr sehr.

// GERTRUD HEINZE, WERNECK

Was ist Ihnen heilig?

Schreiben Sie uns!

Verlagsgruppe Bistumspresse,
Heilig, Postfach 26 67,
49016 Osnabrück oder an E-Mail:
heilig@bistumspresse.de

BRÜCKENRÄTSEL

Erweitern Sie das linke und das rechte Wort einer Zeile um jeweils einen gemeinsamen Begriff, sodass neue, sinnvolle Wörter entstehen (z. B. KopfBALL - BALLsaal).

Nach richtiger Lösung ergibt sich auf der farbigen Mittelspalte das gesuchte Lösungswort.

Viel Spaß beim Rätseln!

FEDER									ZUCHT
KOPF									ZAHN
HAND									BLUT
WENDE									WIRBEL
NACH									GEBIET
MANGEL									GLAS
SOMMER									WELLE
LOKAL									GERECHT
ABEND									HAUS
HAFT									LAUF
ZUSAMMEN									SAMT
LAUT									BIER

SUDOKU

		3			9			
9			4		7	6		
8		7						1
1	9	6	3		5	8		
7	3		8		1		6	9
		8	2		6	3	1	7
3						4		2
		4	7		2			5
			5			1		

LÖSUNGEN AUS DEM LETZTEN HEFT

BRÜCKENRÄTSEL

				A	F	F	E	N
		A	R	B	E	I	T	
				F	E	D	E	R
			M	A	U	L		
		B	A	H	N			
S	T	E	R	N				
M	A	S	T					
W	A	E	S	C	H	E		
			B	L	O	C	K	
			M	A	U	E	R	
		H	A	U	P	T		
		T	A	F	E	L		

SUDOKU

4	6	3	9	5	1	2	8	7
8	1	2	6	7	4	3	5	9
5	9	7	8	2	3	6	1	4
6	2	8	3	4	9	1	7	5
9	4	1	5	6	7	8	2	3
3	7	5	2	1	8	4	9	6
2	8	4	7	9	6	5	3	1
7	5	6	1	3	2	9	4	8
1	3	9	4	8	5	7	6	2

ohne Gefühlsregung	Kräutertee-pflanze	straff			Geheimdienst der USA (Abk.)	liebenswürdig	unbedeckte Stelle		männlicher Nachkomme
					negatives elektrisches Teilchen		Sinnesorgan		
früh. Papstkrone		Sportboot		Sauerstoff aufnehmen					dt.-schweiz. Schriftst. † 1962
Baustoff aus Kalkstein							biblischer Prophet		Vornehm-tuer, ein-gebildeter Mensch
				Obst zu Saft pressen		Herd einer Schmiede			
				Übereinstimmung					
Gedicht	Warenprobe								
kirchliche Handlung						ein-töniger Alltagsablauf		Kfz.-Z.: Osna-brück	
				antikes Reich in Süd-arabien		Symbol des Friedens, Vogel			
ehem. russischer Monarch		Holzraummaß (veraltet)							
Fremdwortteil: vor						Abk.: oben ange-führt			
Amt, Bezirk eines Dekans		Grund-nah-rungs-mittel							

Auflösung des letzten Rätsels

R	F	F	R
E	D	E	L
Z	I	O	H
E	I	N	S
S	P	O	T
R	E	B	E
O	S	T	E
U	K	A	S
G	A	N	G
S	E	L	E
D	I	N	H
N	E	R	G
N	O	V	E

W-1020

Gotische Wandmalereien

Einige Besonderheiten weist die Kirche Mariä Geburt Rodalben aus. Der Westturm aus dem Hochmittelalter und der alte Chor überdauerten die Zeiten und die Kriege.

Der heutige Westturm der Marienkirche in Rodalben wurde ursprünglich Ende des 12. Jahrhunderts erbaut. Damals war er ein sogenannter Wehrturm und diente als Beobachtungsposten und zur Verteidigung. Erst im 14. Jahrhundert wurde zu diesem Turm eine erste Kirche aus Stein gebaut. Aus dieser Zeit stammt auch der alte Chor, der in der heutigen Kirche als Taufkapelle dient und den an Wand und Decke gotische Malereien zieren. Dazu später mehr.

Der Westturm ist heute noch nahezu vollständig erhalten. Er wurde lediglich im Zuge einer Kirchenerweiterung im 18. Jahrhundert um sechs Meter erhöht und das Satteldach durch einen gotischen Turmhelm ersetzt. Neben den romanischen Turmfenstern war das Satteldach auch ein stilistischer Bezug zum Kloster Hornbach und dessen Kirche St. Pirminius. Rodalben selbst und die Region waren wichtige Missionsstätten des heiligen Pirminius, der gleichzeitig der Gründer des Klosters Hornbach ist und dort begraben liegt.

Geschichte mit Höhen und Tiefen

An der Außenfassade des Westturms findet sich eine Besonderheit. An ihm ist mit 20 Metern Höhe das größte Kreuz seiner Art im pfälzisch-elsässisch-lothringischen Raum angebracht. An seinen Balken befindet sich eine lebensgroße Christusfigur. Errichtet wurde es anlässlich einer Volksmission im Jahr 1771.

Eine wechselvolle Geschichte liegt hinter der Marienkirche. Vier Konfessionswechsel hat sie mitgemacht und wurde im Dreißigjährigen Krieg stark zerstört. Turm und Chor blieben unbeschadet. Das Langhaus wurde ab 1662 provisorisch wieder aufgebaut. Im 18. Jahrhundert wurde jedoch dieser Kirchenraum für die wachsende Zahl der Katholiken zu klein. Der damalige



Foto: Yvonne Greiner

Bischof Karl von Metz ordnete einen Neubau an. Wie immer blieben Westturm und Chor erhalten. Maurermeister Jennewein aus Fehrbach plante die neue Kirche, sie wurde 1733 der Gottesmutter Maria geweiht.

1886 wurde die Kirche erweitert. Eine Vorhalle an der Nordseite kam hinzu sowie zwei kleine Türme, die mit ihrem gotischen Spitzdach dem Kirchturm ähneln. Auch der Zweite Weltkrieg führte zu Zerstörungen.

An und in der Kirche finden sich Elemente aus der Romanik, der Gotik und dem Barock.

Ungeahnte Kunst-Entdeckung

Im Nachhinein war es Pech und Glück zugleich. Denn bei den notwendig gewordenen Restaurationsarbeiten wurden zwischen 1950 und 1954 durch den Maler und Bildhauer Karl Heinrich Emanuel aus Merzalben Wandmalereien aus dem 14. Jahrhundert entdeckt, die bis dahin überstrichen waren. Heute kann man die Maleien wieder bewundern. An der Nordwand sieht man die Apostel Paulus und Bartholomäus mit einem radförmigen Weihekruz. Auf den Deckenfresken sind die Evangelistensymbole als Flügelwesen dargestellt. Der Hochaltar von 1756 ist nach dem Vorbild des berühmten Altars von Certosa bei Padua in Oberitalien gearbeitet.

// YVONNE GREINER



Foto: Yvonne Greiner

Die schlichte Saalbaukirche verfügt im Inneren über eine handgefertigte Barockausstattung.

ZUR SACHE

Die Gemeinde Rodalben gehört zur Pfarrei Maria Königin Rodalben. Die Kirche Mariä Geburt ist täglich von 9 bis 17 Uhr geöffnet. Gottesdienste finden wöchentlich freitags um 19 Uhr statt. Adresse: Hauptstraße 124, 66976 Rodalben. An der Kirche führt eine Route der Pfälzer Jakobswege vorbei.



Sie schützen und sie nerven

Kaum jemand liebt Regeln. Und doch wäre ein Zusammenleben ohne sie kaum denkbar. Die Ausstellung „Die Macht der Regeln“ im Kloster Dalheim erzählt von **Bürokratie, Klosterordnung, Protest und Verantwortung**.

Von Stefan Branahl

Gott gab Adam und Eva nur eine einzige Regel – und selbst die konnten sie nicht einhalten. Seitdem begleitet uns dieser Widerspruch: Menschen brauchen Regeln – und übertreten sie ständig. Auch andersherum: Wo keine Regeln vorgegeben sind, erfindet der Mensch welche. Robinson Crusoe, als Schiffbrüchiger auf einer einsamen Insel gestrandet, legte sich sofort einen Tagesplan zurecht: Gottesdienst, Jagd, Haushalt. Nicht weil ihn jemand dazu zwang, sondern weil er wusste, dass er ohne Struktur nicht überleben kann.

Die Ausstellung „Die Macht der Regeln! Zwischen Freiheit und Kontrolle“ im Klostermuseum Dalheim bei Paderborn fragt, was Regeln eigentlich sind, wie sie entstehen, warum Menschen sie befolgen – und wann sie es nicht tun. Rund 170 Exponate aus zehn Jahrhunderten geben Antworten, die man in dieser Form nicht erwartet hätte: Lucas Cranachs monumentales Gemälde der Zehn Gebote von 1516 hängt neben einem Windpark-Genehmigungsantrag, der in 160 Aktenordnern angeliefert wurde.

Regeln begegnen uns täglich, oft ohne dass wir sie als solche wahrnehmen. Im Fußball entscheidet die Abseitsregel, ob ein Tor gilt. Im Straßenverkehr regelt ein Paragraf seit 1938, dass rechts Vorfahrt hat. Am Familientisch herrschen Regeln, die nirgendwo aufgeschrieben stehen und trotzdem alle kennen.

Was Regeln verbindet: Es gibt jemanden, der sie aufstellt, jemanden, der ihre Einhaltung überwacht, und Verstöße haben Konsequenzen.

Im demokratischen Rechtsstaat heißen diese Instanzen Legislative, Exekutive und Judikative – im Alltag reicht manchmal schon eine hochgezogene Augenbraue. Im Spätmittelalter trugen Menschen in Deutschland als Ehrenstrafe Schandsteine um den Hals oder wurden



Seit Adam und Eva übertreten wir Menschen Regeln.

öffentlich an den Pranger gestellt – heute genügt manchmal ein ins Internet hochgeladenes Foto.

Das Herzstück der Ausstellung liegt dort, wo sie am besten zum Ort passt: bei der Benediktsregel. Um das Jahr 540 formulierte Benedikt von Nursia Regeln für das klösterliche Leben und schuf damit eines der langlebigsten Regelwerke der abendländischen Geschichte. Keine rigide Vorschrift, sondern ein Versuch, das Miteinander auszubalancieren. Wer schwer arbeitete oder unter Sommerhitze litt, durfte mehr Wein trinken als die tägliche Ration. Kranke durften Fleisch essen, was gesunden Mönchen verboten war. Der Abt sollte fürsorgen statt vorstehen, eigene Irrtümer eingestehen und die Eigenart jedes Einzelnen berücksichtigen. Seit anderthalb Jahrtausenden leben Gemeinschaften nach dieser Regel. Dass sie bis heute trägt, liegt weniger an ihrer Strenge als an der eingebauten Bereitschaft zur Ausnahme.

Der Butterbrief und das Fringsen

Dass Ausnahmen Regeln nicht zwangsläufig aushöhlen, sondern sie mitunter erst lebensfähig machen, belegt der Dresdner Butterbrief von 1491. Da die Adventszeit als Fastenzeit galt und der Christstollen ohne Butter kaum genießbar war, baten die sächsischen Kurfürsten den Papst um Erlaubnis. Sie bekamen sie – gegen einen jährlichen Butterpfennig. Eine andere Art von Erlaubnis erteilte Kölns Kardinal Josef Frings im Hungerwinter 1946: In äußerster Not dürfe der Mensch nehmen, was er zum Überleben brauche. Das Wort „fringsen“ fand seitdem Eingang in die Sprache. Das handschriftliche Manuskript dieser Predigt gehört zu den eindrücklichsten Stücken der Ausstellung.

HINTERGRUND

Die Ausstellung ist noch bis Ende Mai 2027 im LWL-Landesmuseum für Klosterkultur in Lichtenau-Dalheim zu sehen.
stiftung-kloster-dalheim.lwl.org



Von links nach rechts:
die Benediktsregel; Corona-
Regeln; die Schandsteine als Strafe
für Regelübertretungen; das Trikot
des Doping-Betrügers Jan Ullrich

Mancher Regelbruch ist moralisch eindeutig, wie der von Radrennfahrer und Doping-Betrüger Jan Ullrich, dessen Gelbes Trikot zu sehen ist. Andere sind hilfreich, etwa als William Shakespeare die Einheiten des klassischen Dramas ignorierte und damit die Grundlage für das moderne Theater schuf. Und als Erika Fuchs die Geschichten von Donald Duck übersetzte und dabei verkürzte Verbformen erfand – „Seufz“, „Gähn“, „Ächz“ –, prägte sie die deutsche Alltagssprache nachhaltig. Martin Luther King dagegen verstieß bewusst gegen Rassengesetze, weil er sie für moralisch illegitim hielt, und organisierte gewaltlose Sitzstreiks in Räumen, die Schwarzen gesetzlich verboten waren. Die Ausstellung fordert immer wieder zum Nachdenken auf und fragt: Unter welchen Bedingungen wird ein Regelbruch zum Motor des Wandels – und wann richtet er Schaden an?

Menschen wollen alles absichern

Kaum etwas wird derzeit so einhellig beklagt wie die wachsende Flut aus Formularen, Vorschriften und Verordnungen. Doch bei genauerem Hinsehen entsteht diese überbordende Bürokratie nicht im luftleeren Raum. Sie wächst, weil Menschen möglichst jede Eventualität absichern wollen: den Schadensfall, den Streitfall, den Ausnahmefall. Regeln schaffen Verlässlichkeit – aber sie erzeugen auch Enge. Die Deutsche Bundespost erlebte das 1962: Im Bummelstreik arbeiteten Beamte penibel nach Vorschrift – und der Postbetrieb brach fast zusammen.

Die Ausstellung „Die Macht der Regeln“ schafft etwas Seltenes. Sie macht aus einer scheinbar trockenen Frage eine lebendige Erzählung über Freiheit, Ordnung und Verantwortung. Dass sie ausgerechnet in einem ehemaligen Kloster stattfindet, ist folgerichtig. Seit Jahrhunderten wird in Dalheim dieselbe Frage verhandelt: Wie können Menschen zusammenleben, ohne einander das Leben schwer zu machen?

ANNO DOMINI

Erste Bischöfliche Pressestelle

Die Idee stammt von einem weit-sichtigen, medienfreundlichen Priester, dem 36-jährigen Domvikar Heinrich Tenhumberg: Am 21. Juli 1951 bringt das Bistum Münster erstmals einen Pres-sedienst mit dem Titel „ndm – Nachrichtendienst Münster“ heraus. Bischof Michael Keller beauftragt Tenhumberg damit, Zeitungen und Radiosender im Gebiet der Diözese zu infor-mieren. Einmal pro Woche sollen sie Nachrichten, Berichte, Kommen-tare und Termin-hinweise erhalten.

Zunächst leisten zwei Stu-denten die Arbeit, am 1. April 1952 übernimmt dies die erste Bischöfliche Pressestelle in Deutschland. Ihr Leiter, Gün-ter Graf, hat Publizistik studiert und bei den Westfälischen Nach-richten volontiert. Der Journa-list ist mit Tenhumberg befreundet, der 1968 Weihbischof und 1969 Bischof von Münster wird. In der Deutschen Bischofskonfe-renz gilt Tenhumberg später als Presse-Bischof.

Anfangs gehört die Presse-stelle zum Seelsorgeamt. Ab 1964 wird sie als „Fachstelle

Öffentlichkeitsarbeit“ direkt dem Bischof und Generalvikar unter-stellt. Graf bleibt bis 1994 ihr Leiter. „Der ndm wurde wegen seiner soliden Nachrichtenge-bung von Journalistenkollegen geschätzt“, schreibt Publizis-tik-Professor Michael Schmolke 2008 in einem Nachruf auf Graf. Schmolke selbst verdient als Student seine ersten Honorare als freier Mitarbeiter mit Kurz-

meldungen für den ndm. „Fünf Mark für zehn Zeilen, und das drei oder vier Mal im Monat, bedeute-ten eine erhebliche

Aufbesserung meines kargen Monatswechsels“, erinnert er sich. „Die zehn Zeilen aber muss-ten passen: kein wichtiges Fak-tum zu wenig, aber kein Wort zu viel.“

„Auf durchschnittlich 13 Schreibmaschinenseiten infor-miert der ndm in zeitungsgerechter, redigierter Form über die Geschehnisse im Bistum Münster, die öffentliches Inter-esse erwarten lassen“, schreibt Graf 1993 in einem Buch über das Bistum Münster. Mit einer Auflage von 370 Exemplaren erreicht er etwa 50 Tageszeitun-gen, Radiosender, Behörden und Einzelbezieher.

Heute hat jedes deutsche Bis-tum eine Pressestelle. Anfang der 1950er Jahre, weit vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil, ist das nicht selbstverständlich. In anderen Diözesen schaut man auf die Pressearbeit im Bistum Münster, sie wird zum Modell. Von den Texten im „Nachrich-tendienst Münster“ profitiert auch die am 14. November 1952 gegründete Katholische Nach-richten-Agentur (KNA).

// CHRISTOF HAVERKAMP

1951

VOR 75 JAHREN



Heinrich Tenhumberg, der medienfreundliche Bischof

Foto: KNA

Hinführung zur Musik

Seit 15 Jahren begleitet der Musikgarten der Speyerer Dommusik unter der Leitung von Petra Niopek Kinder und ihre Familien auf den ersten Schritten in die Welt der Musik.

Was im Jahr 2011 begann, hat sich zu einem festen Bestandteil der musikalischen Bildungsarbeit der Speyerer Dommusik entwickelt. Generationen von Kindern haben hier gemeinsam mit ihren Eltern Musik erlebt, gesungen, getanzt, geklatscht und spielerisch erste Erfahrungen mit Rhythmus und Klang gesammelt. Der Musikgarten fördert dabei nicht nur die musikalische Entwicklung, sondern stärkt auch Wahrnehmung, Sprache, Motorik und das soziale Miteinander. Neben der musikalischen Bildung stehen daher auch gemeinsame Aktivitäten auf dem Programm, wie beispielsweise Besuche bei Angeboten der Deutschen Staatsphilharmonie Rheinland-Pfalz und dem Kinder- und Jugendtheater Speyer.

In die Welt der Klänge eintauchen

Die Musikgarten-Kurse richten sich an Kinder bis etwa dreieinhalb Jahre und können bereits ab einem Alter von zwölf Monaten gemeinsam mit einem Elternteil besucht werden. In kleinen Gruppen entdecken die Kinder durch Singen, Tanzen, Spiele und einfache Instrumente spielerisch die Welt der Klänge – ohne Leistungsdruck. Für Kinder ab etwa dreieinhalb Jahren bis zum Vorschulalter gibt es die Vokale Früherziehung, in der sie gemeinsam musikalische Grundlagen wie Rhythmus, Tonhöhe und Dynamik kennenlernen. Nach der Vokalen Früherziehung können sie im letzten Kindergartenjahr oder in der ersten Klasse in den C-Chor der Domsingschule wechseln. Eine Anmeldung für die Kurse des „Musikgarten“ für Kinder ab einem Jahr mit einem Elternteil und der „Vokalen Früherziehung“ für Kinder ab drei Jahren sind für das kommende zweite Halbjahr noch bis zum 25. August möglich.

Mit viel Einfühlungsvermögen schafft Petra Niopek einen Raum, in dem Kinder Musik ganzheitlich erleben können. Durch Lieder, Bewegungsspiele, Instrumente und musikalische Rituale entdecken die Jüngsten ihre Freude an der Musik und entwickeln ein natürliches Gespür für Melodie und Rhythmus. Viele Kinder, die einst im Musikgarten ihre ersten musikalischen Erfahrungen machten, sind heute in den Kinder- und Jugendchören der Speyerer Dommusik aktiv. „Musik verbindet Menschen von Anfang an“, betont Petra Niopek. „Es ist immer wieder schön zu erleben, wie Kinder durch Musik wachsen, Selbstvertrauen gewinnen und gemeinsam mit ihren Familien unvergessliche Momente erleben.“

Nach einer Chorleiterausbildung, der Ausbildung zur C-Kirchenmusikerin sowie zahlreichen musikpädagogischen Fortbildungen führte Niopeks Weg über die



Foto: Domkapitel Speyer/Landry

Arbeit in einer Kindertagesstätte zur Speyerer Dommusik. Musik begleitet sie seit ihrer Kindheit. Aufgewachsen in einer musikbegeisterten Großfamilie, sang sie bereits als Jugendliche im Gospelchor und erlernte Klavier und Mandoline. Die Begegnung mit der Kirchenmusik in der Kantorei der Diözese Speyer weckte schließlich ihre besondere Leidenschaft für das gemeinsame Singen. Getreu ihrem persönlichen Motto des lebenslangen Lernens absolvierte sie in den vergangenen Jahren zusätzlich ein Fernstudium der Kleinkindpädagogik. Diese Qualifikation hilft ihr heute dabei, die individuellen Bedürfnisse jedes einzelnen Kindes noch besser wahrzunehmen und zu fördern.

Mit Leidenschaft die Kinder begeistern

Auf die vergangenen 15 Jahre blickt Petra Niopek gerne zurück. Vor allem aber freut sie sich auf die Zukunft – und auf viele weitere Kinder, die im Musikgarten der Speyerer Dommusik ihre ersten musikalischen Erfahrungen sammeln und vielleicht eines Tages selbst in den Chören des Doms singen werden. „Mit ihrem langjährigen Einsatz hat Petra Niopek wesentlich dazu beigetragen, dass der Musikgarten zu einer festen Institution in Speyer geworden ist“, sagt Domkapellmeister Markus Melchiori. „Die Speyerer Dommusik blickt mit großer Dankbarkeit auf 15 erfolgreiche Jahre Musikgarten zurück. Wir machen dieses Angebot, weil wir glauben, dass musikalische Bildung bereits im frühen Kindesalter beginnen kann und eine Chance bietet, Kindern und Familien einen lebendigen Zugang zur Musik zu eröffnen.“

// BISCHÖFLICHE PRESSESTELLE

Schnupperprobe für den Nachwuchs mit Domkantor Joachim Weller und Musikpädagogin Petra Niopek.



Foto: Thomas Plagmann

Wenn die Luft raus ist

Was für ein **Sommer**. Die Schöpfung schwitzt und brütet. Hin und wieder grummelt gelegentlich der **Himmel**, lässt es krachen und hat dabei oft auch **Flüssiges** im Angebot.

Mal sind es nur ein paar rasch verdunstende Tröpfchen auf heiße Vorgartensteine, mal verschafft er der dürstenden Natur wenigstens für eine kleine Weile eine Erfrischung. Mal entwurzelt er Bäume und lässt die Keller volllaufen, und gelegentlich schickt der Himmel seine Wasser als Gruß aus der Tiefkühltruhe und verhagelt den Landwirten in Minuten die monatelang aufgebauten Erntehoffnungen.

In großen deutschen Strömen fließt weniger vom kostbaren Nass, die Schifffahrt legt ungewollte Pausen ein und wegen der niedrigen Pegel tauchen sogenannte „Hungersteine“ wieder auf. Manche sind sehr alt und warnen mit eingemeißelten Inschriften vor Dürre und kommender Not: „Wenn du das hier liest, dann weine.“

Über weite Teile Europas herrschen Hochdruckgebiete mittlerweile wie ungebundene Gäste. Sie sind gekommen, um länger zu bleiben. Die Dauerhochs über uns heizen auch die Stimmung der Menschen auf, während alle Welt beklagt, dass Deutschland im Dauertief steckt. Das wissen Populisten und Extremisten für sich zu nutzen, verbreiten mit hitzigen Worten gefährlich heiße Luft, stellen dabei ungerührt erst die menschengemachte Klimakrise oder gleich die ganze Demokratie infrage – und präsentie-

ren ausgerechnet sich selbst der verschwitzten Gesellschaftsmittelpunkt als Erlöser.

Puuuh! So, genug von Trockenheit, Stillstand und dräuender Gefahr. Ich habe von meinem Vater gelernt: Wenn die Luft raus ist, muss man das Fahrrad flicken. Ein Plattfuß ist kein unabwendbares Schicksal. Wer vorbereitet ist und handelt, kriegt auch das traurigste Zweirad wieder flott. Es ist kein Extremistenwerk:

Woher kommt der platte Reifen? Ist das Ventil kaputt oder hat der Schlauch ein Loch? Also raus mit dem Laufrad, den Mantel runter, den Schlauch aufgepumpt und das Loch gesucht: mit dem bloßen Auge oder im Wasserbad. Dann die Stelle aufgeraut, den Kleber verschmiert, kurz gewartet, Flicker drauf, Luft gepumpt, erneute Kontrolle, Schlauch eingelegt, Laufrad montiert – und die Fahrt kann weitergehen.

Noch schneller geht es nur, wenn Sie aktuell einen Plattfuß in Frankreich haben und die richtigen Leute kennen. Dann geben Sie ein Handzeichen und erhalten in der Regel sekundenschnell und ohne viel Fragen ein komplett neues Laufrad oder gleich ein ganzes Fahrrad. Einzige Bedingung: Sie fahren bei der Tour de France mit.

// PHILIPP

KIRCHE IM RADIO

Deutschlandfunk

Sonntag 10.05 Gottesdienst

Saarländischer Rundfunk

SR 1 Europawelle

Sonntag bis Samstag
zwischen 8.30 und 9.00 Zwischenruf

SR Kultur

Sonntag 10.00 Kirchplatz. Gottesdienst

SR 3 Saarlandwelle

Sonntag zwischen 7.00 und 8.00 und
Montag bis Samstag zwischen 7.30 und
12.00 Zwischenruf

Südwestrundfunk

SWR1

Sonntag 6.57 und Montag bis Samstag
5.57 und 6.57 Anstöße

SWR4

Montag bis Samstag
5.57 und 6.57 Morgengruß
Montag bis Freitag
18.57 Abendgedanken (27.07. bis
31.07. Pastoralreferent Klaus
Scheunig, Blieskastel)

Sendungen mit Uwe Burkert:

RPR1 Sonntag, 6.00 „RPR1. Einfach himmlisch!“

bigFM – Der neue Beat Dienstag und
Donnerstag 20.45 bigMESSAGE. Is
God a DJ

Autor aus dem Bistum: Dr. Christoph
Kohl, Domdekan em., Speyer

SWR 1

Mo bis Mi, 20.07. bis 22.07., 5.57 und
6.57 Anstöße

SWR 4

Mo bis Mi,
20.07. bis
22.07., 5.57
und 6.57
Morgen-
gruß

SR 1

Europa- welle

Mo bis Sa,
27.07. bis 01.08.,
zwischen 8.30 und 9.00 Zwischenruf

SR 3 Saarlandwelle

Mo bis Sa, 27.07. bis 01.08., zwischen
7.30 und 12.00 Zwischenruf



Foto: Landry

RELIGIÖSE SENDUNGEN

Regelmäßige Termine

- Montag bis Samstag, 7.00 Uhr, **K-TV**
Katholischer Gottesdienst (45 Min.)
- Montag bis Samstag, 8.00 Uhr, **Bibel TV**
Katholischer Gottesdienst aus dem Kölner Dom (45 Min.)
- Mittwoch, **EWTN** Die Generalaudienz von Papst Leo entfällt im Juli
- Mittwoch, 19.00 Uhr, **BR Stationen**.
Aus Religion und Kirche (30 Min.)
- Samstag, 12.05 Uhr **BR** Glockenläuten (5 Min.)
- Samstag, 18.30 Uhr, **K-TV** Katholischer Gottesdienst aus Freiburg (60 Min.)
- Samstag, 18.45 Uhr, **MDR** Glaubwürdig (5 Min.)
- Sonntag, 12.00 Uhr, **EWTN** Angelus-Gebet mit Papst Leo (30 Min.)
- Sonntag, 19.00 Uhr, **Bibel TV** Kirche in Bayern (30 Min.)

Sonntag, 19. Juli

- 9.30 **ZDF** Katholischer Gottesdienst aus der Basilika Sonntagberg in Niederösterreich (45 Min.)
- 9.45 **BR** Sinn & Seele. Mit Waffen Frieden schaffen? (15 Min.)

Mittwoch, 22. Juli

- 20.15 **Arte** Alles außer gewöhnlich. Französischer Spielfilm über zwei Männer, die sich um autistische Kinder kümmern (110 Min.)

Samstag, 25. Juli

- 23.50 **ARD** Das Wort zum Sonntag. Mit Annette Behnken, Hannover (5 Min.)

Sonntag, 26. Juli

- 9.30 **ZDF** Evangelischer Gottesdienst. Open-Air aus dem Ostseebad Kühlungsborn (45 Min.)
- 10.00 **Bibel TV** Katholischer Gottesdienst. Aus dem Salzburger Dom (90 Min.)

Mittwoch, 29. Juli

- 10.30 **Bibel TV** 100 Jahre Gemeindeforentinnen (30 Min.)

Freitag, 31. Juli

- 22.20 **ARD** Die unwahrscheinliche Pilgerreise des Harold Fry (130 Min.)

Samstag, 1. August

- 23.35 **ARD** Das Wort zum Sonntag. Mit Conrad Krannich, Halle (5 Min.)



Foto: Saturnia LLC And Channel Four Television Corporation

Helen (Claire Foy) richtet einen Habicht ab – und verrennt sich ein wenig in die Idee.

Kino: Der Habicht und der Tod

Helen (Claire Foy) sichtet ein Habichtpaar beim Balztanz. Sofort ruft sie ihren ebenso naturbegeisterten Vater an. Am Wochenende wollen sie sich treffen, doch daraus wird nichts: Alisdair stirbt an einem Herzinfarkt und Helen versinkt in Trauer. Fast schon als Therapie beschließt sie, ein Habichtjunges zu kaufen und abzurichten. Sie geht ganz im Training auf, vernachlässigt Freunde und Arbeit. Aber bei der Jagd setzt sie sich auch mit Tod und Vergänglichkeit auseinander.

Der Film basiert auf einer Autobiografie und besticht durch die Naturaufnahmen, die Flug- und die Jagdszenen. Allerdings fragt man sich, ob es artgerecht ist, einen Raubvogel für solch einen Film zu trainieren.

H wie Habicht. Regie: Philippa Lawthorpe, Länge: 112 Min., Kinostart: 23. Juli



Foto: Neue Visionen Filmverleih

Musik verbindet die ungleichen Brüder Jimmy und Thibault.

TV: Die Brüder und die Musik

Als der erfolgreiche Dirigent Thibault (Benjamin Lavernhe) wegen einer Leukämie-Erkrankung nach einem Knochenmarkspender sucht, erfährt er, dass er adoptiert ist. Und dass er einen leiblichen Bruder hat: Jimmy (Pierre Lottin), der in Nordfrankreich lebt, in einer ehemaligen Bergarbeiterstadt mit hoher Arbeitslosigkeit. Zuerst scheinen der Anzugträger und die Küchenhilfe wenig Berührungspunkte zu haben. Doch dann finden sie Gemeinsamkeiten in der Musik. Denn Jimmy spielt Posaune in einer Amateurkapelle. Und vor einem regionalen Wettbewerb kommt die Hilfe des Profis gerade recht.

Der Film im Rahmen des ARD-Sommerkinos ist eine unsentimentale Mischung aus Sozial- und Familiendrama und Musikfilm.

Die leisen und die großen Töne. Am Montag, 27. Juli, um 20.15 Uhr im Ersten (105 Min.)

Mit Gott im Ring

Die Kugelstoßerin **Yemisi Ogunleye** hat bei den Olympischen Spielen 2024 überrascht: mit ihrer **Goldmedaille** und damit, dass sie bei der anschließenden Pressekonferenz **Gott dankte** und einen **Gospel sang**. Die ZDF-Reihe 37 Grad widmet ihr ein Porträt.

Yemisi Ogunleye hat einen neuen Nachnamen. Mabry heißt sie nach der Hochzeit mit einem Amerikaner. „Mein Mann hat so viel für mich aufgegeben, er wohnt jetzt sogar in Deutschland, da war für mich klar, dass ich auch ein kleines Opfer bringe“, sagt die Sportlerin. „So ist eine Ehe: ein Geben und Nehmen.“

Das, was im Interview nur als nette Einstiegsfrage gedacht war, zeigt viel über Mabry: Sie macht kein Aufhebens um ihre Person, ihren Erfolg, ihren Namen. „Gott schaut nicht auf Leistung“, sagt sie. „Er liebt mich so, wie ich bin.“ Diese Botschaft, sagt sie, habe sie besonders in ihrer Kindheit und Jugend gebraucht. Als dunkelhäutiges Mädchen hatte sie es in der Schule nicht leicht, sie hat Mobbing erlebt. Nur im Sport war sie immer spitze. Bis sie im Alter von 14, 15 Jahren eine schwere Knieverletzung hatte. „Da habe ich mich gefragt: Wer bin ich ohne Sport?“, erinnert sie sich.

Aufgefangen wurde sie in ihrer freikirchlichen Gemeinde. „Ich bin dort schon immer mit meiner Mutter hingegangen“, sagt sie. „Aber jetzt war es auf einmal anders.“ Eine Jugendgruppenleiterin lud sie ein, im Chor mitzusingen. „Ich weiß noch, wie ich mit meinem frischoperierten Knie dort stand und mir auf einmal das Herz aufging.“

Mit Psalmen in den Tag

Für Mabry sind solche Erlebnisse kein Zufall. „Ich lebe mit Gott“, sagt sie. „Ich weiß ihn immer an meiner Seite.“ Deshalb war es für sie nichts Außergewöhnliches, dass sie vor ihrem letzten Stoß bei Olympia gebetet hat. Und dass sie in der Pressekonferenz von Gott und ihrem Glauben gesprochen und ein Gospellied angestimmt hat. „Das habe ich mir nicht vorher überlegt“, sagt sie. „Das ist, wie ich bin: Glaube, Musik und Sport.“

Für Presse und Öffentlichkeit war es das nicht. „Ich habe mir überhaupt nicht vorgestellt, welche Auswirkungen das hatte, wie viral das ging“, sagt die Kugelstoßerin. „Über den Glauben zu sprechen, ist für mich ganz normal.“ Dass Gott und Glaube durch sie Aufmerksamkeit bekommen haben, ist ihr aber ganz recht. „Ich möchte die Leute, besonders junge Leute, schon ermutigen und ihnen sagen: ‚Probier doch mal zu beten, Gott dein Herz zu öffnen. Mir hat das geholfen, dir hilft es vielleicht auch. Gib dem Glauben eine Chance!‘“

Im Sommer stehen für Mabry zwei wichtige Wettkämpfe an: die Deutschen Meisterschaften der Leichtathleten Ende Juli in Wattenscheid und die Europameisterschaften im August in Birmingham. Für die Vor-



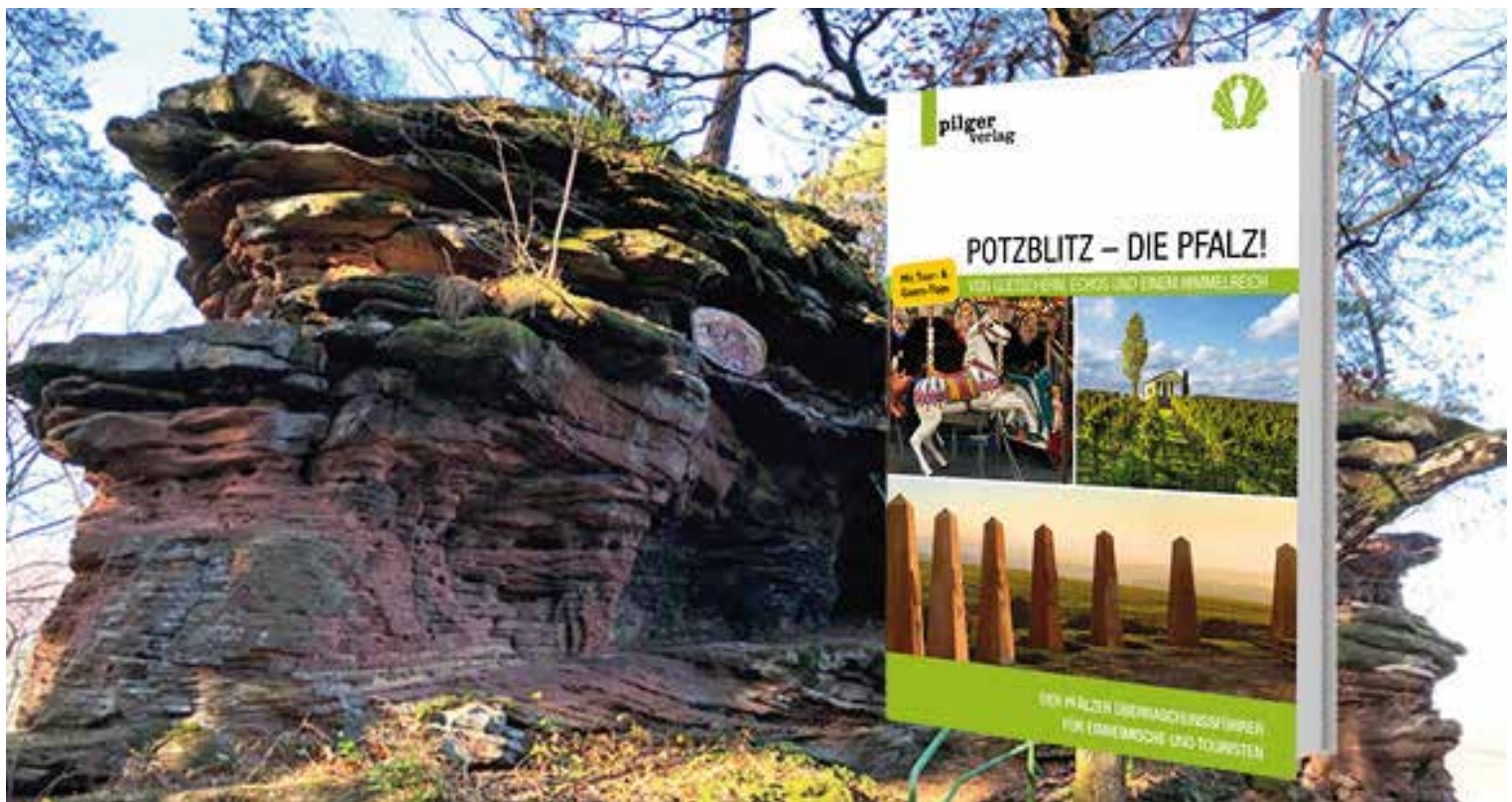
Mit ihrem Gold-Stoß in Paris wurde Yemisi Ogunleye berühmt. Sie sagt: Stark macht sie ihr Glaube an Gott.

bereitung ist sie viel unterwegs, quer durch Europa. Das habe auch Nachteile, sagt sie: „Gefühlt waren alle Wettkämpfe der letzten Zeit auf einem Sonntag. Ich weiß nicht, wann ich das letzte Mal in meiner Gemeinde im Gottesdienst war, und das fehlt mir total!“

Ihrer Verbindung zu Gott tut das aber keinen Abbruch. „Wenn ich morgens aufstehe, danke ich als Erstes, dass ich gesund bin, dass mein Körper das alles mitmacht“, sagt sie. „Gerade hatte ich eine Mandelentzündung und konnte kaum schlucken – jetzt danke ich noch mehr als sonst, dass ich wieder essen und schmecken kann.“ Oft sucht sie einen Bibelvers, den sie mit in den Tag nimmt und immer wieder meditiert, bedenkt, betet. Gerade ist es Psalm 55,23: Wirf deine Sorge auf den HERRN, er wird dich erhalten! „Wir Leistungssportler machen uns ständig Sorgen“, sagt sie. „Um den Körper, den nächsten Wettkampf, um die Reaktionen, wenn es mal schlecht läuft.“ Gerade dann, sagt Yemisi Mabry, sei sie wirklich dankbar für ihren Glauben. „Dieses Vertrauen in Gott, zu wissen, dass er mich liebt, ob mit oder ohne Medaille, trägt mich und hat mich zu dem Menschen gemacht, der ich heute bin.“

// SUSANNE HAVERKAMP

37 Grad: Das Gold ihres Lebens. Am Dienstag, 28. Juli, um 22.15 Uhr im ZDF (30 Min.)



DIE PFALZ ENTDECKEN - VOLLER ÜBERRASCHUNGEN UND GESCHICHTEN

Potzblitz - die Pfalz!

Kennen Sie die Pfalz wirklich? Der ausgewiesene Pfalzkenner Rolf Schlicher nimmt Sie mit auf eine spannende Reise durch eine der schönsten Regionen Deutschlands und zeigt dabei Erstaunliches. Wussten Sie, dass ein Stück Papier aus dem pfälzischen Frankeneck bis auf den Mond gelangte? Wo die schönsten Echos der Pfalz zu hören sind? Oder welches Geheimnis die tiefste Höhle der Region birgt? Mit viel Sachkenntnis und Liebe zur Heimat erzählt Schlicher auch von Hinkelsteinen, Baumriesen und weiteren Besonderheiten.

Ob gemütlich zu Hause oder als Begleiter für Ausflüge und Entdeckungstouren, dieses Lese- und Tourenbuch lädt zum Schmökern, Staunen und Entdecken ein und eröffnet neue Blickwinkel auf eine Landschaft, die viele zu kennen glauben und die doch immer wieder überrascht.

Erhältlich in der Dom-Info, im Buchhandel und beim Pilgerverlag. Weitere Informationen unter: www.pilgerverlag.de

